**Zeitschrift:** Zürcher Student : offizielles Organ des VSETH (Verband der Studenten an der ETH Zürich) & des VSU (Verband Studierender an der Uni)

**Herausgeber:** Verband der Studenten an der ETH Zürich VSETH ; Verband Studierender an der Uni VSU

**Band:** 8 (1930-1931)

**Heft:** 7

**Heft**

**Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

**Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

**Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

**Download PDF:** 02.07.2025

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch**

ZÜRCHER STUDENT
OFFIZIELLES ORGAN DER STUDENTENSCHAFT DER UNIVERSITÄT ZÜRICH UND DES VERBANDES DER STUDIERENDEN AN DER EIDG. TECHN. HOCHSCHULE

VIII. Jahrgang, Heft 7 — Dezember 1930
Preis der Einzelnummer Fr. —.80 Jahresabonnement Fr. 7.50

REDAKTION: Hans Vonwyl, Zimmer 2, Universität Zürich
VERLAG: Müller, Werder & Co., Wolfbachstraße 19, Zürich

# LOS VOM MATERIALISMUS!

R. N. Coudenhove-Kalergi, Wien.

Vorabdruck aus dem neuesten Werke des Führers der Paneuropabewegung, das im Januar 1931 im Paneuropa-Verlag Wien-Leipzig-Paris erscheint.

Der christliche Glaube war für Jahrhunderte der Kompaß des abendländischen Lebens.

Der Materialismus hat diesen Kompaß zerschlagen. Nun irrt der moderne Mensch ziellos und planlos durch den Ozean des Lebens. Er weiß nicht, was wertvoll ist. Nicht, was er tun soll; nicht, was er lassen soll. Er weiß nicht, wo sein Ziel ist.

Der neue Idealismus ist kein Kompaß. Aber er lehrt den Menschen wie vor Jahrtausenden wieder nach dem Himmel zu blicken, in den Sternen zu lesen und den Polarstern zu deuten. So kann er ohne Kompaß den Weg aus dem Chaos finden und aus dem Schiffbruch, in den er geraten ist.

Die Abkehr vom Materialismus bedeutet die Rückkehr des Menschen in den Schoß des Lebens und der Natur. Seit Jahrtausenden sündigt der Mensch gegen die Natur; er will sich selbst zum Mittelpunkt der Erde machen, zum Götzen der Erde, zum Gegenspieler Gottes. Die letzte Phase dieser großen Revolte ist das materialistische Zeitalter, das sich am weitesten von allem organischen Leben, am weitesten von aller Natur entfernt. Symbole dieser Entfremdung sind die modernen Weltstädte, Zentren der materialistischen Lebensform, erfüllt von Häßlichkeit, Gemeinheit und Verzweiflung.

Der Mensch soll erkennen, daß er aus eigener Schuld ein Verbannter der Natur ist, ein Verbannter des Lebens. Und

seine Rückkehr zum Kosmos vorbereiten. Seine Einkehr in Gott.

*

Das Abendland ist schwer krank. Alle Kritiker des modernen Lebens beginnen dies zu erkennen. Sie sind um dieses Krankenlager versammelt. Jeder mit seinen Meßinstrumenten. Jeder mit seiner Theorie.

Einige dieser Ärzte stellen wirtschaftliche Entzündungen fest; andere politische Geschwülste; andere moralisches Fieber.

Jeder will das Organ operieren, dessen Spezialist er ist. Denn es sind materialistische Ärzte. Sie erkennen nicht, daß alle Krankheiten der Organe nur Symptome sind. Daß der Gesamtorganismus krank ist und nur geheilt werden kann durch Wiederherstellung des physischen, seelischen und geistigen Gleichgewichtes. Durch natürliches Leben und gesundes Denken. Das Leben des Abendlandes selbst ist krank. Es ist aus der Form geraten. Es hat kein Maß gehalten. Es hat sich von Kurpfuschern beraten lassen. Aber es hat nicht die Wurzel aller Krankheit gefunden: den Materialismus, den Unglauben.

Nur durch den Kampf gegen diese Wurzel seines Leidens kann es genesen. Dann werden auch seine Organe wieder gesunden: seine Wirtschaft, seine Politik, seine Kunst, seine Moral.

*

Aus dem neuen Idealismus des Abendlandes wird dessen neue Lebensform harmonisch hervorgehen.

Die aristokratische Politik wird in der heroischen Ethik verankert sein; die heroische Ethik in der klassischen Schönheit; die klassische Schönheit in der idealistischen Weltanschauung.

Kein Zwiespalt soll unser Handeln vom Glauben, unsere Kunst von der Ethik, unsere Ethik von der Politik trennen. Sie alle sollen eingegliedert werden in ihre natürlichen Formen, in die großen Gesetze des organischen Lebens und des Kosmos. Diese Wandlung ist nur möglich, wenn das Abendland erkennt, daß es auf dem Irrweg ist. Daß es heute dicht am Rande des Abgrundes angelangt ist. Daß jeder Schritt in

der Richtung des Materialismus den Absturz in das Chaos des Bolschewismus bedeutet.

Denn kein Arzt kann unserer Zeit helfen, wenn sie nicht sich selbst hilft und sich selbst heilt. Wenn sie nicht den inneren Zusammenhang erkennt zwischen der bolschewistischen und materialistischen Gefahr. Wenn sie nicht auf der ganzen Linie neue Wege sucht und neue Ziele.

*

Keine Revolution kann das Abendland retten. Im Gegenteil: jede Revolution bringt neue Zerstörung und stürzt es rascher in den Abgrund, vor dem es sich retten soll.

Nicht auf mechanischem Wege, sondern nur auf organischem kann es geheilt werden; nicht durch Revolution, sondern durch Evolution.

Nicht mit demagogischen Mitteln; nicht durch neue Verhetzung der Massen; nicht durch neues Chaos.

Im Sinne des neuen Idealismus führt die Rettung nicht über den demokratischen Weg der Quantität, sondern über den aristokratischen der Persönlichkeit.

Es kommt darum nicht auf die Zahl der neuen Idealisten an, sondern auf ihren Wert. Nicht auf ihre Reden und Schriften, sondern auf ihr Leben und ihre Taten.

Ein einziger kann mehr tun als Millionen: für den Wiederaufbau europäischer Kultur hat der einsame Nietzsche mehr getan als alle Staaten und Parteien, Organisationen und Gesellschaften seiner Zeit.

Wie einst, als durch die Sophistik die griechische Kultur vor dem Zusammenbruch stand, der einzige Sokrates diesem Chaos entgegentrat und die Grundlage schuf für ein halbes Jahrtausend hellenistischer Kultur.

*

Die Rettung des Abendlandes kann nur von einzelnen ausgehen. Wenn überall Persönlichkeiten die Form heiligen und erneuern, werden sie Nachahmer finden. Ihr Leben wird Wellen schlagen wie ein Stein, in einen See geworfen.

Durch die geheimnisvolle und unwiderstehliche Kraft der Persönlichkeit wird der Glaube an die Form, dieser neue

Idealismus, immer weiter um sich greifen und ganze Völker erfassen.

Ideen, die Leben in sich tragen, breiten sich aus, einzig durch die Kraft ihrer innern Wahrheit, ihrer lebendigen Form.

Obgleich heute der Materialismus alle Gewalt der Welt in Händen hält, alle Armeen, alles Geld, alle Waffen — glauben wir dennoch an den Endsieg des Idealismus.

Die beste Jugend sieht die Katastrophe, an deren Rand der Materialismus die Welt getrieben hat, und besinnt sich. Sie sucht neue Wege; sie wird sie finden, wenn sie an die größten Ideale ihrer Vergangenheit glaubt und sie neugestaltet zu kühnsten Träumen ihrer Zukunft.

Wenn sie vorwärts schreitet zu größerer Freiheit, größerer Kraft, größerer Schönheit.

Wenn sie zurückkehrt zum idealistischen Glauben, zum heroischen Handeln und zur edelsten Führung.

Wenn sie entschlossen den Weg zum Chaos verläßt und den Weg zum Kosmos beschreitet: den Weg zur Form.

NB. Verantwortlich für die Bewilligung des Vorabdruckes gegenüber dem Paneuropa-Verlag Wien: E. H. Fussek, oec., Zürich.

---

## STUDENTISCHE ARBEITSVERMITTLUNG BEIDER HOCHSCHULEN.

### Jetziger Zustand und weitere Ausbaumöglichkeiten.

Die ökonomischen Verhältnisse der Studenten sind ein böses Ding. In einem Alter, in dem die Handarbeiter, besonders die Akkordarbeiter, bereits die höchsten Löhne ihres Lebens beziehen, befindet sich die Mehrzahl von uns noch in einem finanziellen Abhängigkeitsverhältnis ohne eigenen Verdienst. Der Hinweis, daß wir dann später einmal umso mehr verdienen, ist kein Gegenargument gegen die Misère, die sich daraus für uns ergibt. Ganz abgesehen von jenen Kommilitonen, die mit einem ungenügenden oder gar keinem Wechsel ausgestattet, gezwungen sind, sich ihr Studium selbst zu erarbeiten, deren gibt es an unserer Universität eine viel größere Anzahl, als es nach außen hin den Anschein hat, hat ein jeder verantwortungs-

volle Student ein Interesse, dieses Abhängigkeitsverhältnis so weit wie möglich aufzuheben.

Die Möglichkeiten dafür sind sehr beschränkt. Die ständig wachsende Fülle des im Studium zu bewältigenden Stoffes macht eine starke ablenkende Tätigkeit unmöglich. Nur ein paar wenige Stunden am Tag lassen sich für den Gelderwerb erübrigen. Das bedeutet Begrenzung auf eine geringe Anzahl von Erwerbsmöglichkeiten, die der Struktur unseres Arbeitsvermittlungsbureaus ein besonderes Gepräge vorschreiben.

Es kommen für uns Studenten im wesentlichen drei Arten von Arbeiten in Betracht. Erstens der Unterricht in allen jenen Gebieten, die wir auf unserem allgemeinen und speziellen Bildungsgang durchlaufen haben, zweitens Sprachen, und zwar als Unterrichtsgegenstand sowohl als auch für Übersetzungen, und drittens allgemeine Arbeiten, zu denen der einzelne von uns besonders befähigt ist, wie technische und Plakat-Zeichnungen, kaufmännische Arbeiten, Bureauarbeiten usw. Auch kleinere Nebenberufe, wie Sekretärposten und ähnliches kommt in Frage, wenn sie nicht die ganze Arbeitskraft absorbieren.

Auf diesen Gebieten gilt es, die Arbeitsvermittlung so fruchtbar als möglich auszubauen. Mittel und Wege dazu sollen kurz erörtert werden.

Die Arbeitsvermittlung der Studentenschaft umfaßt augenblicklich zweihundert ständige Mitarbeiter aus der Studentenschaft beider Hochschulen, die sich einzeln gewöhnlich auf mehreren der angegebenen Gebiete betätigen. Zu diesem festen Mitarbeiterstamm kommt noch eine wesentlich größere Zahl gelegentlich herangezogener Kommilitonen, zum Beispiel alle jene, die durch unsere besonderen Bekanntmachungen zur Mitarbeit veranlaßt werden.

Allein für die mathematischen Fächer haben wir in diesem Semester 60 ständige Bewerber (fast ausschließlich von Studierenden der E.T.H. gestellt). Dieser Zahl steht natürlich eine auch nicht annähernd große Anzahl von Aufträgen gegenüber, sodaß auch in diesem Semester wieder viele von ihnen werden leer ausgehen müssen. In diesem Überangebot von studentischer Seite liegt der Grund, weshalb die meisten von ihnen der Arbeitsvermittlung skeptisch gegenüberstehen und wes-

halb sich die Kommilitonen vom Poly immer wieder über ein ungenügendes Funktionieren der Arbeitsvermittlung beklagen. Ich glaube nun trotzdem, daß so ziemlich alle Interessenten in Zürich, die mathematischen Privatunterricht wünschen, unsere Arbeitsvermittlung beanspruchen, so weit sie sich nicht direkt an Studenten wenden, und sehe außer in allgemeiner Reklame keinen Weg, der zur Befriedigung dieses Überangebotes an mathematischen Privatlehrern führen könnte.

Ich habe dieses Beispiel willkürlich herausgegriffen. Ähnlich steht es mit einer Reihe anderer Unterrichtsfächer, wie Französisch, Latein, Primar- und Sekundarnachhilfeunterricht. Auch hier dürfte sich der Bedarf kaum sehr viel steigern lassen.

Ganz anders steht es mit den Übersetzungen. Hier öffnen sich meines Erachtens die weitgehendsten Möglichkeiten, und hier können wir auch weesntliches leisten. Durch die studierenden Ausländer an den Hochschulen sind wir in der Lage, alle europäischen und viele asiatische und exotische Sprachen zu übersetzen, und hier sehe ich eine Möglichkeit, mit der Zeit ein Übersetzungsbureau zu schaffen, das für die ganze Schweiz führend sein könnte. Schon heute vermitteln wir eine große Anzahl von Übersetzungen, aber es sind nur einige wenige Stammkunden, die uns die Arbeiten regelmäßig zukommen lassen. Die übrigen Firmen, die mehr gelegentlich Übersetzungen benötigen, wenden sich in der größten Zahl immer noch an die anderen öffentlichen Übersetzungsbureaus. Und dies einzig und allein, weil sie von uns nichts wissen, weil wir bis jetzt nicht die Mittel hatten, eine großzügige Reklame zu betreiben. Eine sprechende Tatsache ist, wie es schon öfters vorkam, daß verschiedene andere Übersetzungsbureaus, wenn sie nicht fähig waren, die Arbeiten selbst auszuführen, sich an unser Bureau wandten, um nachher von sich aus die von uns geleistete Arbeit mit einem Zuschlag weiter zu verkaufen. Die Übersetzungen sind in unserem Bureau heute schon der weitaus wichtigste Posten. Wären wir jetzt in der Lage, nicht mehr nur mit dem lächerlichen Budget von 300 Franken pro Semester die sämtlichen Unkosten des Bureaus (Reklame inbegriffen) bestreiten zu müssen, könnten wir viel mehr leisten.

Ich möchte deshalb hier den Vorschlag machen, daß die

Studentenschaften einmal eine genügend große Summe nur für Reklamezwecke bewilligen, denn alein in der allzu begrenzten Höhe der Mittel, das heißt in der Unmöglichkeit, eine genügende Reklame zu machen, liegt vorläufig der Grund, daß dem Überangebot auf studentischer Seite nicht eine genügende Anzahl Aufträge gegenübersteht. Soweit ich die Lage übersehe, ließe sich bei genügender Propaganda ein akademisches Übersetzungsbureau einrichten, das den heutigen Umfang der gesamten Arbeitsvermittlung um das Doppelte überschreiten könnte. Dazu ist aber nötig, daß wir den übrigen Übersetzungsbureaus scharfe Konkurrenz machen können, und das können wir einzig auf dem Wege guter Reklame.

Eine viel verbreitete Ansicht in der Studentenschaft sowohl als auch in weiteren Kreisen, die eine lähmende Wirkung ausübt, ist die, daß in der Zürcher Studentenschaft keine solche Not herrsche, um einen Weiterausbau der Arbeitsvermittlung zu rechtfertigen. Auf Grund meiner kurzen Erfahrungen im Amt komme ich zu einer ganz anderen Anschauung. Natürlich ist die Not noch nicht so groß wie zum Beispiel an den deutschen Universitäten, aber es ist doch ein weitaus größeres Bedürfnis nach Verdienstmöglichkeiten, als man allgemein annimmt. Ich kann hier keine direkten Angaben machen, aber es sind in letzter Zeit eine gar nicht zu unterschätzende Reihe von Kommilitonen zu mir gekommen, die mich dringend baten, ihnen sofort Arbeit zu verschaffen, da sie sonst das Kolleggeld nicht zahlen könnten und ähnliches. Einer bat sogar um Nachtarbeit in einem Hotel als Portier.

Mit diesen letzteren dringenden Fällen und dem Bedürfnis nach allgemeinen Arbeiten, wie Bureauarbeit, Sekretärstellen, Hauslehrerstellen, verhält es sich ungefähr so, daß sich Angebot und Nachfrage decken, und daß hier von unserer, der Studenten Seite, das Bedürfnis nach einer zahlenmäßigen Steigerung der Aufträge nicht allzu groß ist. Immerhin wäre es sehr erfreulich für uns, wenn durch allgemeine Reklame das Verhältnis so geändert werden könnte, daß die Angebote von Arbeitgeberseite die Nachfrage übersteigen würde, so daß man die günstigsten Angebote aussuchen könnte.

Kurz zusammengefaßt ergibt sich also folgendes: Das Be-

dürfnis nach einer gut funktionierenden Arbeitsvermittlung ist groß und ihre soziale Notwendigkeit unverkennbar. Auf einzelnen Gebieten läßt sich die Arbeitsvermittlung ganz wesentlich ausbauen. Das erste Erfordernis dazu ist, daß sich die Studentenschaften selbst über die Wichtigkeit dieses Amtes vollkommen klar sind, und ihrerseits dazu beitragen, uns auf jede nur angängige Weise zu unterstützen. Sie können dies tun, indem sie erstens das Geschwätz von der Unnötigkeit einer Arbeitsvermittlung wegen der glänzenden Verhältnisse in der Schweiz nicht mehr nachbeten, sondern im Gegenteil im breiteren Publikum für uns werben. Zweitens, indem sie uns mehr Mittel zur Verfügung stellen als bisher. Und drittens, ein sehr wichtiger Punkt, indem die Studenten, die die Arbeitsvermittlung benutzen, sich einer etwas korrekteren geschäftlichen Haltung befleißigen und insofern einen geregelten Geschäftsgang ermöglichen.

Das wichtigste Mittel für den weiteren Ausbau aber ist eine großzügige Reklame, und ich möchte alle interessierten Kommilitonen bitten, uns irgend welche positive Vorschläge in dieser Hinsicht zu unterbreiten. Wir werden für gute Anregung jederzeit dankbar sein.

**Helmut Suter,** oec., Arbeitsvermittlungssekretär.

---

## FERIENKURS FÜR DÄNISCHE SPRACHE UND KULTUR, IN KOPENHAGEN,

### 1.—29. August 1930.

Schon die Zusammensetzung der (zirka 30) Teilnehmer des diesjährigen Ferienkurses für dänische Sprache und Kultur in Kopenhagen spiegelt die verschiedenartigen Interessen wider, die man Dänemark entgegenbringen kann. Einige Philologiestudenten, darunter ein polnischer Privatdozent, kamen aus Fachinteresse her, um die dänische Sprache und Literatur zu studieren. Einer leider etwas zu großen Zahl von älteren englischen, amerikanischen und holländischen Damen war es hauptsächlich um Kunstgeschichte und Sightseeing zu tun. Eine

kompakte Delegation norddeutscher Lehrer reiste, typisch deutsch, mit kulturellen Belangen: eine sehr zukunftsreiche, von den deutschen Grenzländern ausgehende Bewegung zur Belebung und Vertiefung des deutschen nationalen Lebens nimmt sich die innere Wiedergeburt des dänischen Volkes im frühen 19. Jahrhundert zum Vorbild. Eine letzte Gruppe schließlich, bestehend aus einer reizenden Holländerin und typischerweise vier Juristen, einem Deutschen, einem Franzosen, einem Tschechen und mir, brachte Dänemark kaum mehr als jene zugleich unbestimmte und extravagante Erwartung entgegen, die man beim Untertauchen in einen fremden Sprach- und Kulturkreis empfindet.

Der Ferienkurs war glänzend organisiert und vermochte nach dem übereinstimmenden Lob der Teilnehmer allen diesen Ansprüchen gerecht zu werden. Jeden Morgen von 9—11 Uhr war Dänischstunde in kleinen, nach den Vorkenntnissen abgestuften Klassen; die dänische Sprache ist grammatisch so leicht, daß die Anfängerklasse, in der ich saß, bereits nach vierzehn Tagen mühelos Zeitungen lesen konnte. Darauf folgte ein Vortrag in dänisch über irgend einen Gegenstand des dänischen Lebens. Das Mittagessen, nach dänischer Sitte nur aus Sandwiches und Tee bestehend und „Frühstück" genannt, nahm man gemeinsam ein, woran sich dann gewöhnlich bis spätestens vier Uhr die Besichtigung eines Museums, eines industriellen Betriebes oder einer Anstalt anschloß. Der freie Samstag wurde zweimal zu großen Tagesausflügen im Autocar verwendet, auf denen man die historischen Stätten, die prachtvollen Schlösser und die alte Kathedralstadt Roskilde auf Seeland besuchte und auf einigen landwirtschaftlichen Musterbetrieben herumgeführt wurde.

Die Freude der Dänen an festlicher Geselligkeit und ihre liebenswürdige Lebhaftigkeit und Neugier schufen ideale Vorbedingungen dafür, daß die Teilnehmer rasch und für einen Ferienkurs fast gefährlich fest mit dem dänischen Leben verwuchsen. Neben mehr repräsentativen und durch unerhört reichhaltiges Essen ausgezeichneten Empfängen bei der Stadtverwaltung und im Rotaryklub, einem mehr belehrenden in dem prachtvoll ausgestatteten Hause der Studentenvereini-

gung und einem Musikabend in der Handelshochschule waren wir auf den großen Autotouren einmal in einer Volkshochschule, einmal in der internationalen Hochschule in Helsingör und einmal auf einer Mädchen-Haushaltungsschule zu Gaste. Besonders der letztere Anlaß steht bei den männlichen Teilnehmern in besonderer Erinnerung, weil sie dort von entzückenden Däninnen — die übrigens ganz entgegen romantischen Erwartungen nicht groß, nicht blond und nicht verträumt zu sein pflegen — die charmanten dänischen Volkstänze gelernt haben. Die Presse hielt das neugierige Kopenhagen stets ausführlich über alle Vorgänge am Kurs auf dem laufenden und brachte Gruppenbilder der Teilnehmer in allen möglichen Phasen des Kurses. Einzelnen Teilnehmern wurde sogar die Ehre eines ausführlichen Interviews zuteil. Wer sich dazu noch der erfinderischen und unermüdlichen privaten Gastfreundschaft der Dänen erfreuen durfte, der konnte sich am Schluß kaum mehr von Dänemark losreißen . . .

Dazu trugen schließlich die mannigfachen bezaubernden Anziehungen Kopenhagens bei. Das Klima scheint dort stets kühl, feucht und frisch zu sein; die Stadt selber ist, abgesehen von ihrer, in ihrer Eigenart schwer zu beschreibenden Schönheit, eine ausgezeichnete Ferienstadt, weil sie gar nichts von der Unruhe und der Angespanntheit einer Großstadt, wohl aber deren Willen und Talent zur Zerstreuung besitzt. Während im übrigen Europa zur Sommerszeit die Theater und Vergnügungslokale veröden, sind hier die Revuetheater, wo sich der bessere Kopenhagener, unverdrossen im Smoking, auf ein schweres, von Tanz gefolgtes Souper vorbereitet, jeden Abend voll. — Landessitten, denen man sich unschwer fügt.

Einem jungen Schweizer vermag Dänemark auch Ernsteres in reichem Maße zu bieten. Es kann uns manches lehren wegen der großen Ähnlichkeit seiner politischen und kulturellen Probleme mit den unsrigen. Dänemark ist ein kleines Land wie die Schweiz; obwohl die ältesteMonarchie Europas, ist es durch Geschichte und Volkscharakter demokratisch und kapitalistisch. Ihm stellt sich deshalb außenpolitisch wie uns die Frage der Neutralität und der aktiven Friedenspolitik, innenpolitisch und wirtschaftlich das Problem der Überwindung eines sterilen

Individualismus durch freiwillige und positive Bindungen, und schließlich geistig die Gefahr der Beschränktheit, der Selbstzufriedenheit und der Sattheit. Im ersteren werden uns seine Abrüstungspolitik, im zweiten seine entwickelte Sozialgesetzgebung, die Genossenschaftsbewegung in der Landwirtschaft und die unerhört großzügige Spendefreudigkeit von Privaten für Kunst und Wissenschaft, und im letztern die dänische Volkshochschulbewegung und die großen Aufrüttler Grundtvig und Kierkegaard entweder Vorbild oder Gegenstand des Nachdenkens sein können.

Darüber hinaus kann Dänemark gerade in seiner Gegensätzlichkeit für einen Schweizer das Land seiner Phantasie und seiner Sehnsucht sein. Die Meernähe und -durchdrungenheit, die weiten Hügelwellen der dänischen Landschaft, die wunderbare lichte Milde der Farben und der phantastisch bewölkte Himmel sind Eindrücke, die uns Bergmenschen gerade besonders tief berühren. Und zum letzten ist Dänemark als das lebendige und verbindliche Handels- und Durchgangsland der gegebene geographische und geistige Ausgangspunkt für das Eindringen in das Geheimnis Skandinaviens und des nordischen Menschen, welches das große Erlebnis mancher junger Schweizer, ich denke etwa an Hugo Marti oder Hermann Hiltbrunner, gewesen ist. **Hans Karrer,** iur.

---

## FIDUS — WANDERVOGEL.

Der Ton im „Zürcher Student" ist meines Erachtens auf Polemik eingestellt. Polemik aber verpflichtet zur Sachlichkeit: Alle Äußerungen sind scharf, überspitzt, drohen bei jeder ungerechtfertigten, einseitigen Belastung sich selbst der beabsichtigten Wirkung zu berauben. Noch mehr: unsachliche Polemik fällt der Lächerlichkeit anheim. — Die Urteile und Vergleiche, mit denen Frl. Keller ihren Artikel beginnt, sind unsachlich. —

Der Wandervogel ist — wie jegliches andere auch — abhängig von der Umwelt, mit ihr von der Tradition: Kurz, er ist vorhanden; aber (variabel in Erscheinung tretend) ist Form und

Inhalt zeitbedingt. Die Zeit, in der der W.V. — und da dieser als Typus für Jugendbewegung im eigentlichen Sinne des Wortes genommen wird, denke ich nicht nur an ihn, sondern auch an eine große Zahl anderer Jugendkreise — auszog, um „die blaue Blume der Romantik" zu suchen, ist vergangen. Vor einem Vierteljahrhundert freilich versuchte er im Kampf gegen den herrschenden, leeren Formalismus ihm unbegreifliche Bindungen abzustreifen, etwas Neues zu suchen, das mehr befriedigte — und verfiel dabei der Gefahr, Weg zum Ziel zu bestimmen, wurde träumerisch und tatenlos. Der Weltkrieg, die Revolutionen, der bittere Kampf, den Millionen zu bestehen haben, um leben zu können, hat den Charakter des W.V. geändert: die Zeit der Fiduspostkarten, der Reigen und Minnelieder ist uns fremd und fern geworden. Wir verstehen sie nicht mehr, wir fühlen sie zu weich, sie scheint uns sentimental*). Die Wirklichkeit steht im Vordergrund, übermächtig, so gewaltig, daß es unmöglich wird, sich in das Reich der Märchenprinzen zurückzusehnen. Wir glauben nicht mehr, wir könnten Neues suchen, Himmelsbotschaften verkündigen — wir haben das Schicksal und unsere Bindung an das Schicksal begriffen. Unser Wollen sucht nicht mehr, es versucht; versucht zu dem Leben, wie es sich uns zeigt, Stellung zu nehmen. Wir wollen das Leben in seiner Ganzheit bejahen. Wir können es nicht begreifen, verstehen es nicht, ihr Wesen zu wissen. Aber wir fliehen es nicht, wir fühlen uns an die Wirklichkeit gebunden und wollen in ihr bleiben.

Realität verträgt keine Romantik. Liebesweisen? Landsknechts- und Fahrtenlieder singen wir*). Alte Reigen? Wir besteigen Berge. Wir beten keine Lichtgottheiten an, aber wir haben unseren Führer gern. Wir wollen uns selbst gegenüber ehrlich sein, weil wir — um es noch einmal zu betonen — es

*) Zu erklären, irgend etwas sei sentimental, ist falsch. „Es ist sentimental" will besagen: ich nennen diesen ..... sentimental, weil ich einen derartigen Gefühlsausdruck nicht zu begreifen vermag.

* Anmerkung. Als Beispiel sei der erste Vers unseres Bundesliedes angeführt:

Wer jetzig' Zeiten leben will, muß haben tapfres Herze,
Es hat der argen Feind' so viel, bereiten gar groß' Schmerze.
Da heißt es steh'n ganz unverzagt in seiner blanke Wehre,
Daß sich der Feind nicht an uns wagt, es geht um Gut und Ehre!

ablehnen (außer uns), außerhalb von uns zu suchen oder uns zu entfliehen . . .

Unser Ziel ist es: die Notwendigkeit, den Zwang, die Wirklichkeit zu bejahen und — wenn wir handeln, uns für unser Schaffen radikal einzusetzen. Denn: alles das, das völlig getan wird, ist groß und gut.

**W. Schulte,** W.V. Ortsgruppe Zürich.

---

## A PROPOSITO DI UN BATTIBECCO.

Vedi: „Zürcher Student", Sondernummer vom 8. November, S. 51, und „Zürcher Student", Heft 6, Seite 219.

Non ho il piacere di conoscere nè Thyes, nè Grunholzer, son sicuro però, che se avessi occasione di avvicinarli potrebbero ambedue diventarmi amici. Se voi mi permettete di esprimere la mia opinione vi dirò che ambedue avete difeso una causa che vi sta a cuore e facendo ciò avete agito bene. Ma, cari compagni, trovate voi che questo sia il modo di esprimere le vostre idee? Non siamo tutti studenti, tutti giovani, non poniamo tutti noi, come capisaldi della vita studentesca la reciproca amicizia, non solo sui banchi della scuola, ma anche nella vita esteriore e non volgiamo noi tutti il nostro sguardo ad uno studio proficuo e ad un'ideale?

È proprio vero, caro Thyes, che gli stranieri — parlo principalmente degli studenti, ma ben s'addice ad ogni persona, indistintamente — siano malvisti fra noi e che in questa terra ci sia quasi un'antipatia innata contro di chi non è cresciuto su questo suolo? Credo t'inganni, e di molto. La Svizzera è a nessun paese seconda nell'ospitalità, lo potrebbero dire i grandi della storia, lo dice del resto la maggioranza dei nostri camerati che vengono dall'estero. Ed è logico che in paese già eterogeneo per propria natura, in una città cosmopolitica come Zurigo le precauzioni per l'ordine pubblico debbano essere severe, ed a ciò nessuno può essere contrario. Ed ora tu mi porti l'esempio dell'usciere della città che eseguisce il suo dovere reprimendo gli schiamazzi notturni di gente la cui testa non è in perfetto stato di lucidità. Son sicuro, tu mai

non sei stato in un gruppo di simili girovaghi il cui unico sollazzo è quello di far rumore per attirare l'attenzione del vigile notturno. E se allora interviene la polizia ed eseguisce il suo dovere, non vedo come mai un giovane che sappia rispettarsi vada a battere il capo per difendere quelli che hanno mancato, consci di fare del male.

Mi domando se tu proprio sei sicuro che in altri paesi lo studente straniero possa condurre una vita più libera di quanto lo può fare in Isvizzera. O forse che tu intendi per libertà solo ciò che si collega ad espressioni materiali e rumorose e non pensi ai legami tanto fastidiosi e per molti insopportabili che vincolano gli studenti di paesi che ci son vicini?

Un'altra cosa mi permetto di dirti, in relazione al club internazionale degli studenti. Seppi, caro compagno, che tale associazione forse non sarebbe mai esistita, se proprio studenti di nazionalità svizzera non ne avessero promossa l'idea. Furono studenti svizzeri coloro che l'anno scorso, riuniti nell'assemblea generale degli universitari di questo paese affrontarono l'idea della creazione di un club internazionale per gli studenti. Furono goliardi zurighesi che si diedero la pena e lavorarono, direi quasi lottarono, per prammovere fra noi un'associazione che potesse riunire i più disparati elementi studenteschi rappresentati nella città. Non ti par questo uno sforzo degno di lode e condotto col massimo disinteresse ed altruismo, da parte di questi svizzeri in favore dei loro ospiti?

Giusto e comprensibile è da parte di colui che si crede offeso di difendersi, il modo però con cui uno studente deve saper far valere le proprie ragioni dev'essere adeguato alla situazione in cui si trova. Ed ora, caro Grunholzer, guardiamoci un po'serenamente negli occhi: ti pare di aver agito in un modo rispettoso e cordiale, come s'addice fra camerati, rispondendo alle vedute di chi ha provocato il tuo intervento? Tu credi proprio che Thyes sia tanto ingenuo, tanto puerile direi, perchè ha scritto ciò che pensava, o meglio forse perchè ha espresso il modo di vedere e di esprimersi di alcuni stranieri che vivono fra noi? Egli ha avuto, forse è vero, un po'offuscati gli occhi, esagerando qua e là e tu hai creduto di rimbeccarlo perchè vedevi offese nientemeno che le leggi dell'ospitalità.

Ebbene, il tono stesso in cui il tuo articolo è compilato fa sì che gli argomenti che tu adduci a difesa — i quali non voglio contraddirti, potranno essere giusti — non siano simpatici, in bocca tanto più di un laureando. Mi scuserai, caro compagno, se per esprimere la mia opinione su ciò che tu rispondi al camerata lussemburghese ancora mi permetta di dirti quanto sia meschina quella postilla che tu, o chi per te ha creduto necessario aggiungere in fondo all'articolo. È questo il modo di combattere idee che non ti son comuni? Avrei potuto scrivere in francese ed anche in altre lingue, ma la paura di vedermi anch'io censurato da parte tua da un P.S. di tale fattura mi ha indotto a fare questa chiacchierata nella lingua che mia madre mi ha appreso.

Cari compagni, non ho avuto l'intenzione di fare il paciere, ognuno ha qui da noi il diritto di esprimere ciò che vuole e che pensa e vi prego di non volermi a male se forse ho avuto torto e se non sono entrato a proposito in questa vostra polemichetta.

**F. T. Nobile,** med.

---

## WIEN, ALT UND NEU.

Das moderne Wien interessiert mich nicht. Es ist halb tschechisch, halb Balkan, verkellnert, nichtssagend blasiert wie jede andere Großstadt; es hat Tempo, Lichtreklame, Kinos und Huren usw. Politik? Gewiß, man macht eifrig, wenigstens Tagespolitik. Die Journalisten leben ja davon. Hinter den lärmenden Oberflächenerscheinungen wie Wahlkampf, Kabinettswechsel, Zeitungshetzen spielt sich das eigentliche Drama Österreichs ab. Die Entscheidung zwischen den drei feindlich sich gegenüber stehenden Mächten, dem internationalen Marxismus, den Klerikalen, dem deutschen Nationalismus. Allmählich schafft sich, aus dem parlamentarischen Chaos der letzten zehn Jahre auch hier eine bestimmte Richtung Bahn: der Ruf nach der starken Hand e i n e s Mannes, aber eines M a n n e s! Ob Fürst Starhemberg die Hoffnung, die Tausende auf ihn setzen erfüllt? Niemand weiß es. Wenn man seine Heimatwehr aufmarschieren sieht, dann erwachen allerdings Glauben und Zuversicht, daß der internationalen Schlammflut

endlich ein Damm Halt gebietet. Sie ist eine Auswahl der Generation. Kräftige Kerle, im grünen Kleid mit Tirolerhut und Hahnenfeder, die wissen was Heimat heißt, die eine Scholle lieben und für sie sterben können. Sie sind der verbissenen und schwächlichen Masse der andern zehnmal überlegen, denn mit ihnen ist das echte Volkstum, die österreichische Heimat, eine Tradition der Kraft und stämmigen Echtheit. Auf diese Leute hofft das alte echte Wien, denn es lebt noch und ist sich treu geblieben. Der Student, der hier ein Semester macht, nicht den rechten Anschluß findet und seine Abende allein verbringt, auf der kalten Bude oder im Kino, der lernt es allerdings nicht kennen. Jeden Tag sieht er sich mit Tausenden andern in den hohen Hallen der Universität, wo man alle Sprachen und Rassen hört und riecht, und kommt sich jeden Tag verlassener vor. Wenn man aber hier wohnt und seinen Beruf ausübt und mit dem echten Wien, dem alten, und mit den echten Wienern Bekanntschaft macht, dann erlebt man Freude und aus der Bekanntschaft wird Freundschaft.

Die alte Wiener Gemütlichkeit lebt noch, Johann Strauß spaziert noch in den Gäßchen um den Stephansdom. Der Christkindlmarkt wird noch jährlich abgehalten, die Sängerknaben der Burgkapelle singen noch jeden Sonntag eine Messe, als hörte der alte gute Kaiser zu, wie damals. Haydns Sterbehaus steht auch noch und mit ihm bleiben hundert schöne Erinnerungen wach. Draußen in Heiligenstadt ist vieles noch wie zu Beethovens Zeit und wenn man in den „Hof am Pfarrplatz" eintritt, glaubt man sich wirklich um hundert Jahre zurück versetzt. Grinzing, das Traubenstädtchen mit der feuchtfröhlichen Stimmung, lebt auch noch, man hört die Heurigen-Musik und vernimmt sogar den echten Wiener Dialekt, trotz reichsdeutsch, tschechisch, polnisch usw. und englisch („Ladies and Gentlemen, here you see the monument of ... O yes, very nice ...")

Aber auch die Zeugen des aristokratischen Wien, das mit dem Adel der alten Monarchie dahingesunken ist, lernt man erst kennen, wenn man sich dauernd hier aufhält und regelrecht daran geht, Wien zu seiner zweiten Heimat werden zu lassen. Diese prächtigen Portale und Höfe der Palais, die Galerien und Säle, das edle Barok der Wiener Kirchen, die

weiten Parkanlagen und die Schlösser der Umgebung, all das lernt man endlich lieben. — Das ist das Wien, das ich Ihnen, werte Kommilitonen, gerne zeigen werde, wenn Sie einmal hierher kommen und sich von mir herumführen lassen wollen. Wenn es unbedingt sein muß, werde ich Sie auch in den Schweizerverein führen. Bitte! Andernfalls schlage ich vor, den Abend in der Oper zu verbringen. Sie hören Musik und sehen ein Spiel, wie es in der ganzen Welt nicht wieder zu finden ist. Sie sehen dort zwar leider auch Leute, die das Geld zuviel haben, was den andern fehlt, aber Sie sehen auch die wirkliche vornehme Wiener Gesellschaft und ihre schönen Frauen. Diesen jedoch mißgönnen wir es nicht, denn sie sind die Blumen in einem schönen Garten. **Walther Rüsch.**

---

## KLEINE APOLOGIE TH. BLATTERS.

In der Kontroverse Martha Keller — Th. Blatter in den beiden letzten Nummern des „Zürcher Student" entscheidet für mich das eine: Blatter hat in der Tat ein paar Gedanken, während Fräulein Keller, Maß und Bedächtigkeit markierend, unendlich bekannte Dinge vorbringt. Die tatsächlich pubertäthaften und unreifen Formulierungen Blatters, hinter denen aber ein Denken und ein paar Richtigkeiten sich verbergen, ziehe ich den unwahren Wahrheiten Fräulein Kellers vor. Ich will versuchen, zu zeigen, wo die Richtigkeit des Angegriffenen und wo die Oberflächlichkeit der Angreiferin liegt.

Vor allem muß ich Blatter in seinem ablehnenden Teil recht geben. Da handelt es sich nicht um „gehässigen Angriff", sondern um Konstatierungen, die jeder denkende Mensch mit offenen Augen machen kann.

Begleiten wir kurz das Christentum von seiner Wiege bis zu seinem Grabe. Da steht am Anfang die große reine schlichte Gestalt des Nazareners, der „zu den kranken Schafen Israels" kommt als Heiland; so sagt er es selbst, und wenn man die Schrift philologisch lesen könnte, so würde man sehen, daß jene andere Version: „Gehet hinaus in alle Welt", eine spätere Zutat ist, zur Rechtfertigung eben dieses Tuns. Und wenn er selbst die Verkündigung in aller Welt gewollt hat, so meinte

er etwas anderes als Paulus dann ausrichtete. Dieser Paulus — man lese was er schreibt —, ist er nicht das Urbild für „Verdrängungen" (ich bin zwar kein Psychoanalytiker)? Verdrängung vor allem einer ganz kranken Sexualität? Verdrängung ferner seines degenerierten Pfaffentums? Ich weiß, man wird auch das „gehässigen Angriff" nennen, aber dann lese man die Worte des Paulus. Vor mir liegt der Römerbrief. Was für ein Psychopath muß man sein, um derartiges sagen zu können, wie zum Beispiel Kap. I, 24, 22—27 (das geht auf die Griechen vermutlich!) — Die Stelle ist so, daß ich sie nicht zitieren kann! — Welches Ressentiment! Wie krank: „Alle Menschen sind Lügner" (III., 4). Man überdenke den Beweisschluß VII, 7—12 (Also . . .). „Nicht das Gute, das ich will, sondern das Böse, das ich nicht will, tue ich." „Ich elender Mensch, wer wird mich erlösen von dem Leibe dieses Todes?" „Denn ich weiß, daß in mir, das ist in meinem Fleische, nichts Gutes wohnt." Ich bemerke, daß heutige Theologen zu solchen Sätzen stehen, ja daß sie dir überlegen ins Gesicht sagen, sie hielten dies gerade für die größten Stellen.

Auf solchen Grundlagen steht das Christentum. Ich will andere Seiten nicht vergessen: die Milde und Güte, die für die damalige degenerierte Welt sicher ein Balsam war. Aber eine derartige Betrachtung und Verachtung des Seienden, unseres Leibes und aller Natur, muß doch die ganze Lehre durchseuchen und erledigen, wären noch so gute Züge darin. Unser Christentum hat eben leider mit Christus nichts mehr zu tun, sondern ist die Verschandelung des Nazareners durch Paulus. Nein, „rechtwinklig an Leib und Seele" waren diese Leute nicht.

Und dann der Boden, auf dem das Christentum groß wurde: das versunkene, degenerierte Griechentum, eine dumpfe Höhle, und das so bodenlos korrumpierte und verdorbene römische Reich: ein ruhmvoller Garten! Und je mehr die große Organisation des römischen Reiches sank, um so mehr stieg das Christentum. Es wurde Träger der Kultur für lange Zeit. Dann kam der mächtige Fürst des Nordens, der es in die Germanen hineinpeitschte, hineinschlug, mächtig und ruhmvoll! Das Feld war frei für die Missionare. Die Christen hatten ihre Kultur, die hohen griechischen Schriften hatten sie vernichtet, verbrannt,

wie es andere Barbaren nie taten. Nach dem Mittelalter kommt wieder Leben in die Menschen mit dem Erwachen der Antike — und hier beginnt das Sterben des Christentums: die großen Männer sind fast alle keine Christen mehr, sind Antichristen. Nur im armen verführten Volk gibt es noch — beinahe hätte ich gesagt: lebt noch — ein kirchliches Machwerk, das sich Christentum nennt.

Fräulein Keller, stimmt es nicht, daß das Christentum Blut, Menschenleben verschleudert hat, unendlich viel Wertvolles vernichtet hat, mit welchem Erfolg? Ich zitiere Blatter: Bitte gehen Sie auf die Straße, in Ihre Anstalten, wohin Sie wollen; betrachten Sie diese Menschen, und dann sehen Sie, was ihre Religion wert ist!

Ein Ich, rechtwinklig an Leib und Seele, das ist meine Forderung. Mit den Flittern Blatters kann ich auch nichts anfangen. Ebenso wenig wie die meisten andern Abendländer, wie Fräulein Keller richtig bemerkt; aber hoffentlich sehen sie trotzdem gewisse Tatsachen, die Sie nicht sehen, Fräulein Keller. Nebenbei, daß sich Herr Blatter zu den alten mettrinkenden usw. Germanen zurücksehnt, steht in seinem Aufsatz nirgends.

Fräulein Keller operiert auch mit einigen großen Menschen, den einzigen von allgemeiner Geltung, die das Christentum wenigstens einigermaßen für sich beanspruchen kann oder es wenigstens tut. Aber ich möchte Fräulein Keller empfehlen, einmal Überlegungen anzustellen, ob die genannten Werke in eine Kultur des Christentums gehören. Dürer und Bach fühlten sich gewiß als Christen; ob Bach einer w a r, möchte ich nicht mit Sicherheit behaupten (jedenfalls stünde er, obwohl Protestant, katholischem Wesen näher!). Michelangelo lasse ich Ihnen, da ich über ihn nicht urteilen kann. Daß Dante in seinem tiefsten Wesen Christ war, wage ich zu bestreiten (man vergleiche die Stellung des Georgekreises). Aber bei Beethoven und Goethe protestiere ich ganz energisch, denn das ist eine glatte Fälschung, ein Verrat am Geist, von dem Sie ja selbst in so hohen Tönen reden. Und wenn ein Pfarrer von der Kanzel Goethe zitiert und den Helden Beethoven einen Christen

nennt, so ist das begreifliche Beschränkt- und Dummheit. Aber ein Akademiker sollte geraderen Blick haben.

Noch eines: Jemand, der vom „Kämpfen und Ringen der jungen Menschen um eine Weltanschauung" spricht, wer diese dürftigste und gemeinste aller Phrasen in den Mund nimmt, der scheint mir von vornherein nicht geeignet, über ein Problem wie das der christlichen Religion zu sprechen. Die Weltanschauung muß doch in uns wachsen und reifen und nicht erzwungen werden; so ist es bei jedem, der rechtwinklig an Leib und Seele ist. **Wolgensinger,** phil. I.

---

## USTERTAG.

> Auch neue Belastungsproben werden wir überstehen, wenn der Geist der Solidarität des ganzen Volkes in uns lebendig bleibt, der Geist der Opferwilligkeit und Treue zu dem Staat, für den, so wollen wir hoffen, auch die neue Generation freudig die Verantwortung übernehmen wird.
> (Regierungsrat Wettstein am Ustertag.)

Am 23. November 1930 feierten die freisinnige, die demokratische und die Bauernpartei das Jubiläum des Ustertages von 1830. In der Studentenschaft hat diese Veranstaltung nicht den geringsten Widerhall gefunden. (? Red.) Und das ist gut so. Denn das ganze Fest war eine bedenkliche Angelegenheit. Der Kampf des Landvolkes von 1830 um seine Lebensrechte, das Ringen eines zum Selbstbewußtsein erwachten Standes hat mit diesem Sonntagsspaziergang von fünftausend wohlgenährten Bürgern gar nichts mehr zu tun. Leider sind sich die versammelten Bürger der Tragikomik ihres Festes nicht bewußt geworden. Aber man vergleiche: Damals eine für ein großes Ziel begeisterte Menge, heute eine etwas stumpfe Masse, deren Hauptinteresse das Geld ist, die nicht mehr für ein Ideal kämpft, sondern nur ängstlich den Besitz verteidigt, gegen dessen Vorherrschaft sich 1830 die Versammlung auf dem „Zimiker" richtete. Damals das ehrliche Wollen, einen Staat zu schaffen, in dem alle Stände gleiche Rechte haben sollten, heute kleinliche Individualisten, deren politischer Blick zu kurz ist, als daß sie erkennen könnten, daß es heute genau so

wie 1830 notwendig geworden ist, eine greisenschwach gewordene Staatsform, die sich immer mehr zum Schaden der Schweiz auswächst, zu zerschlagen, um einen den Interessen des ganzen Volkes dienenden Staat zu schaffen. — Es ist ein Zeichen unserer Gestrigkeit, wenn heute noch die „Ideale" der französischen Revolution gepriesen werden. Gleichheit, Freiheit (im liberalen Sinne), Fortschritt, Souveränität des Volkes sind heute hohle und leere Schlagworte, und der Glauben an sie hat die Schweiz zu einem kraftlosen, spießigen Pufferstaat gemacht. Die „Gleichheit" diente als Mittel zur Niederhaltung alles Überbürgerlichen, Hohen, Herrscherlichen. Der Glaube an die Gleichheit hat uns diesen knechtischen Absolutismus der Demokratie gebracht, der jede selbständige Haltung und jede Kritik an der Demokratie aufs gemeinste verdächtigt und unterdrückt. Man denke an das Vorgehen jener Leute, die sich als Hüter der Demokratie berufen fühlten, gegen Professor de Reynold, der es seit langem wieder einmal gewagt hat, dieser Scheindemokratie den Spiegel vorzuhalten, Sturm zu laufen. Am besten aber zeigt sich, wohin dieser Glauben an die Gleichheit führt, wenn wir die Tochter der bürgerlichen Demokratie, die Sozialdemokratie näher ins Auge fassen. Sie ist in allen Worten und Taten niedrig, sie beschmutzt alles Hochstehende und zieht alles in den gleichen materialistischen Sumpf, in dem sie steckt. So hat der Gleichheitsglaube immer mehr zur Auslöschung der menschlichen Ränge und zum unsichtbaren, aber niederträchtigen Terror des Durchschnitts geführt und unser Volk amerikanisiert, vermasst und verlarvt.

Durch diesen Glauben haben wir Ehre und Würde verloren und unser Staat ist heute ein Ohnmachtsstaat.

Zu wirklicher Freiheit des einzelnen wie des ganzen Staates führt nur die Ungleichheit. Goethe sagt: Freiheit ist nicht, daß wir nichts über uns anerkennen, sondern erst, daß wir etwas über uns anerkennen, macht uns frei. Opferfreudiges Dienen an einer Idee oder für einen Führer steht viel näher bei der wirklichen Freiheit als das dünkelhafte Souverän-tun unserer Kleinbürger, die sich gestatten, über jede wahrhaft souveräne Führerpersönlichkeit des heutigen Europa zu schimpfen. Man sage mir nicht, daß diese Auffassungen

unschweizerisch seien: ich habe Jacob Burckhardt auf meiner Seite. Betrachten wir noch ein anderes Requisit aus unserer politischen Gerümpelkammer: die Pressefreiheit. Diese Forderung, die 1830 gegen die konservative Widerwelt gerichtet war, war damals berechtigt. Denn es war damals notwendig, daß alle die Kräfte, die ein neues Vaterland schaffen wollten, zu Wort kommen sollten. Die Verhältnisse haben sich gewandelt. Die Presse ist nicht mehr vermittelnde Dienerin, sondern sie ist eine alles beherrschende Macht geworden. Wenn nun ein Staat es duldet, daß zum Beispiel die kommunistische Presse, indem sie sich auf dieses für eine frühere Zeit berechtigte Recht stützt, nichts anderes tut, als tagtäglich alles, was dem Schweizer heilig ist, Vaterland, Volk und Religion, zu beschmutzen und zu verhöhnen, dann ist das kein Zeichen der Freiheit, sondern ein Zeichen der Feigheit und Ohnmacht.

Ein Staat, der etwas auf sich hält, der noch nicht völlig verkalkt ist, duldet nicht, daß Presse und anonyme Wirtschaftsverbände tun können was sie wollen, sondern er wird die Presse aufs schärfste überwachen, und unterdrücken was volksfeindlich ist, und er wird die Wirtschaftsverbände aus ihrem Versteck hervorziehen, sie unter Staatsaufsicht stellen und sie zu den verantwortlichen Trägern des wirtschaftlichen Lebens machen.

Noch ein anderes demokratisches Phantom ist die „Souveränität" des Volkes! Meines Erachtens ist ein Volk dann souverän, wenn es von seinen Größten und Besten gelenkt wird. Nicht souverän, sondern versklavt ist es, wenn sein Tun von unverantwortlichen Bonzen und vom Geldsack befohlen wird wie in unserer heutigen schweizerischen Staatsform. Das Volk ist in dieser Frage in einem schlimmen Irrtum befangen, denn da ihm die Nutznießer des Bonzensystems vorspiegeln, sie richteten sich ganz nach dem Willen des Volkes und der Stimmzettel entscheide alles, meint jeder einzelne, er würde etwas verlieren, wenn er seinen Stimmzettel nicht mehr abgeben könnte. Es bleibt aber eben eine unleugbare Tatsache, daß durch den Stimmzettel alle die Parteien mit ihren Bonzen an der Macht bleiben, die durch ihre überlebte Existenz die Schweiz an einem wahrhaften Fortschreiten verhindern.

Denn nach der äußerlichen Einigung von 1848, die die selbstherrlichen Kantone zu einem Bundesstaate zusammenfügte, heißt es nun den zweiten Schritt zu tun und endlich einmal einen einheitlichen schweizerischen Volkswillen zu schaffen. Das bedeutet ganz und gar nicht, daß noch mehr zentralisiert werden müsse, denn starke Staatsgewalt gestattet sehr gut einen traditionsverwurzelten Föderalismus, während die alles gleichmachende, traditionszerstörende, autoritätslose Demokratie notwendigerweise zentralisieren muß, damit sie sich nicht ganz zersplittert.

Es heißt daher für uns national gesinnte jungen Schweizer, mit allen jetzt existierenden Parteien zu brechen. Die freisinnig-demokratische Partei ist schon längst zu einer Großkapitals- und Mittelstands-Interessenpartei geworden; nur in den Kantonen, wo ihr eine starke katholische Partei entgegentritt, kämpft sie noch gegen Religion und Kirche und leistet so dem Bolschewismus Zubringerdienste. Die Verquickung von national und freisinnig, die heute noch viele ihrer Anhänger vertreten, ist völlig unwahr und die freisinnige Partei ist immer als erste bereit, die Schweiz an irgendwelche internationalen Machenschaften wie Völkerbund oder Paneuropa zu verraten. Die liberal-konservative Partei der Westschweiz ist zu wenig aktiv, um jemals wieder eine bedeutende Rolle spielen zu können, ihr Auftreten mutet greisenhaft an.

Die Bauernpartei ist nur Standespartei und ihr Horizont ist außerordentlich eng. Sie kann uns daher auch nicht viel bedeuten, wenn in ihr auch mancher charaktervolle und national gesinnte Kopf tätig ist. Die katholisch-konservative Partei ist die einzige, die eine unverrückbare weltanschauliche Grundlage besitzt und die in der letzten Zeit auch korporativen und selbstbewußt-nationalen Ideen eine gewisse Beachtung gewährt. (Abbé Savoy, Nationalrat Perrier.) Sie weist daher in die Zukunft. — Die sozialdemokratische Partei dagegen ist das geistig ärmste Ergebnis der bürgerlichen Demokratie. Sie trägt alle Zeichen des instinktlosen materialistischen Spießertums. Der Kampf zwischen Sozialdemokratie und Bürgertum ist völlig lächerlich, denn es besteht in der geistigen Haltung der beiden Gruppen kein Unterschied mehr.

Man betrachte, wie heute in der Stadt Zürich Bürgertum und Sozialdemokratie einträchtig zusammenarbeiten und man denke daran, wenn im nächsten Frühjahr bei den Wahlen wieder die abgestandenen Phrasen aus den Schubladen hervorgenommen werden, um sich vor den Wählern den Anschein zu geben, als kämpfe man ehrlich gegeneinander. Die Sozialdemokratie ist heute eine bürgerliche Partei, die alle sozialrevolutionären und sozialistischen Ideen längst zum alten Eisen geworfen hat. Die sozialdemokratischen Parteiführer wollen keinen Umsturz, sondern sie wollen sich, wie der österreichische Sozialdemokrat Bauer sagt, im Kapitalismus wohnlich einrichten.

Das Bestehen der Kommunisten, dieser russischen Fremdenlegion auf Schweizerboden, beweist wieder, daß der heutige Staat ein Unstaat ist, da er zu schwächlich ist, diese Volksverseucher aus unserem Vaterland hinauszufegen. Alle diese Parteien, mit Ausnahme eines extremen Flügels der katholisch-konservativen Partei, haben kein andres Ideal als den Geldsack. Wenn wir Schweizer sind, wenn wir die Zukunft unserer Heimat gestalten wollen, müssen wir diesen Parteien die Gefolgschaft kündigen und aufs schärfste gegen das herrschende System Stellung nehmen. Dieser Unstaat muß zerschmettert werden, wenn endlich aus diesen Interessenhaufen, Klassenkämpfern, Profitbürgern und 1. August-Patrioten eine Nation entstehen soll. Wir wollen kein neues 1918 erleben und wir wollen nie mehr zum Tummelplatz des Aufwieglertums der ganzen Welt werden. Denn 1918 ging das Schlimmste an uns vorüber; in einer neuen Notzeit würde das Bürgertum einem kriegerischen Ansturm von außen oder einem bolschewistischen Aufstand in den Städten nicht mehr gewachsen sein.

Daß sich aber die Schweiz wirklich erneuere, bedarf es eines Mannes, der ein Künstler, erfüllt von Treue gegenüber alter eidgenössischer Tradition, aber auch voll Strenge gegen sich und das Volk, die Macht ergreift und tut was nötig ist. Solche Männer sind zu allen Zeiten aufgestanden, oft wenn man es am wenigsten hoffte und haben nach Perioden der Stagnation und des Zerfalls die Geschichte wieder vorwärts getrieben. Auf welche Art das in heutiger Zeit zu geschehen hat, dazu

weist uns Mussolini den Weg. (Damit ist allerdings nicht gesagt, daß wir Mussolinis Außenpolitik billigen. Als nationalgesinnte Schweizer müssen wir auf sie ein wachsames Auge haben.) Es ist an der Zeit, zu einem neuen Ustertag aufzurufen, an dem wieder der Geist von 1830 herrschen soll, jener Geist der Solidarität des ganzen Volkes, der nicht nachläßt, bis er eine überlebte Ordnung weggeräumt hat und eine neue nationale und soziale Ordnung geschaffen ist. Dann wird es möglich sein, daß für diesen kommenden Staat auch die junge Generation wieder freudig Verantwortung übernimmt und alle ihre Kräfte einsetzt, um einer wahrhaft selbständigen und freien Schweiz zu dienen. **P. Herzog,** stud. phil.

Anm. d. Red. Die in diesem Artikel geäußerten Ansichten sind Ausflüsse der rein privaten Meinung des Verfassers und hat mit den Leitsätzen bestimmter studentischer Gruppen nichts zu tun. Der Verfasser will auch ausdrücklich die alleinige Verantwortung für seine Ausführungen tragen.

---

## VON DER GRÖSSTEN WASSERTURBINE DER WELT.

Der 3. November 1930 ist ein bemerkenswerter Tag in der Geschichte des Wasserturbinenbaues. An diesem Tage hat die bisher größte Wasserturbine der Welt endgültig ihre „Tätigkeit" aufgenommen und wird nun mithelfen, mit ihrer Leistung von 30—40 000 PS den Winterbedarf an Wärme, Licht und Kraft zu decken.

Nicht der genannten Leistung nach, wohl aber in ihren Größen ist diese Turbine, die erste der vier von der „Arbeitsgemeinschaft Turbinenbau Ryburg-Schwörstadt" für das gleichnamige Kraftwerk gelieferte Turbine, die bisher größte der Welt. Sie stammt aus den Werkstätten von Escher, Wyß & Cie. in Zürich, die mit dieser Lieferung eine ganz außergewöhnliche Leistung vollbracht haben.

Natürlich ist die Turbine vor der endgültigen Inbetriebsetzung in allen Teilen einer strengen Prüfung unterworfen worden, die bewiesen hat, daß die Konstruktion in jeder Beziehung den an sie gestellten Anforderungen in vollkommenster Weise entspricht. Während aller Proben und des zweiwöchigen Probebetriebes hat sich kein irgendwie wesentlicher Mangel gezeigt.

Es ist dies um so höher einzuschätzen, als es sich um eine Konstruktion handelt, die in ihren Größen weit über die bisherigen hinausgeht, wovon die nachstehenden Angaben ein Bild zu geben versuchen:

Das Laufrad der Turbine ist eine ungeheure Schraube von 7 m äußerem Durchmesser, der Umfang des Leitrades beträgt 37,5 m. Im Leitrad sind 24 drehbare Schaufeln von 2,6 m Höhe eingebaut, die lichte Durchgangsweite zwischen je 2 Schaufeln ist bei voller Öffnung 0,85 m, es kann also auch der riesenhafteste Mensch bequem durch eine Leitradöffnung hindurchspazieren. Jeder der 5 Flügel des Laufrades hat eine Oberfläche von rund 13 $m^2$, die mit speziellen maschinellen Einrichtungen vollständig glatt bearbeitet worden ist. Die Turbine verschluckt bei dem normalen Gefälle von 10,7 m und voller Öffnung eine Wassermenge von über 300 000 Liter in der Sekunde, das ist die gesamte Wassermenge, welche Limmat und Sihl zusammen bei einem mittleren Hochwasser führen. Würde diese Wassermenge dem vollständig gefüllten Wäggitalsee entnommen, so wäre er in 5½ Tagen geleert.

Eine mächtige Apparatur ist notwendig, um die Turbine so zu regulieren, daß sie bei allen Änderungen der Belastung ihre normale Drehzahl von 75 pro Minute innehält, und um die Schaufelsysteme von Leitrad und Laufrad für jede Belastung so zueinander einzustellen, daß die Turbine mit dem höchstmöglichen Wirkungsgrad arbeitet. Die vorgenommenen Wassermessungen und Leistungsbestimmungen haben ergeben, daß letztere über 90% beträgt, das heißt es werden durch die Turbine über 90% der zugeführten hydraulischen in mechanische Leistung umgesetzt, die an den mit der Turbine gekuppelten Generator abgegeben und von diesem wiederum in elektrische Energie umgewandelt wird.

Für die Verstellung der drehbaren Leitschaufeln sind Drucköl-Hilfsmotoren vorhanden, die eine Arbeit von 40 000 mkg für eine einmalige Schließ- oder Öffnungsbewegung abgeben können, während für die Verstellung der 5 Flügel des Laufrades eine einzige Drucköl-Hilfsmaschine mit einer Kapazität von 80 000 mkg in der hohlen Turbinenwelle untergebracht ist. Die Steuerung dieser beiden gewaltigen Reguliermaschinen

erfolgt unter Vorschaltung mehrerer, der Größe nach abgestufter und ebenfalls mit Öldruck arbeitender Hilfsmaschinen durch kleine Zentrifugalpendel, die von der Turbinenwelle aus angetrieben werden.

Für die Versorgung der ganzen Regulierung mit Drucköl sind drei große Zahnrad-Ölpumpen installiert. die je 600 Liter Öl pro Minute fördern Von diesen Pumpen dient eine für die Versorgung der Leitrad-Regulierung, die zweite für diejenige der Laufradregulierung. Die dritte Pumpe versorgt ein besonderes Druckölsystem, das in Notfällen automatisch herangezogen wird, um die Laufradschaufeln in die geschlossene Stellung zu bringen. Dieses zusätzliche System wurde vorgesehen, weil vor den Turbinen keine Abschluß-Schützen vorgesehen sind, die in anderen Fällen die letzte Absperrmöglichkeit bieten. Sowohl durch die normale Regulierung von Leitrad und Laufrad, als auch durch das Notabschluß-System werden die Turbinenschaufeln auch bei den größten Entlastungen innert wenigen Sekunden in die geschlossene Lage gestellt.

Diese Angaben dürften genügen, einen Begriff von der Größe der Maschine, die nun im Betriebe ist, zu geben. Bald werden nacheinander die zweite bis vierte Maschine des Kraftwerkes Ryburg folgen, von denen eine von den Ateliers des Charmilles S. A. in Genf und zwei von der Maschinenfabrik J. M. Voith in Heidenheim geliefert werden, und schon sind in den Werkstätten von Escher, Wyß & Cie. in Zürich die ersten Arbeiten im Gange für die Herstellung dreier weiterer ebensogroßer Maschinen, die für das Kraftwerk Dogern am Rhein bestimmt sind. Bei dem heutigen Entwicklungstempo wird es wohl nicht mehr lange dauern, bis auch diese riesenhaften Maschinen wieder durch eine noch größere Konstruktion überboten sind.

**A. Gagg.**

---

## SPORT UND GENUSSMITTELGIFTE.

**Hans W. Maier,** (Burghölzli, Zürich), Untersuchungen über die Wirkungen des Koffeins und des Kaffees auf den Menschen. Schweizer Archiv für Neurologie und Psychiatrie Bd. IX H. 2, Bd. X H. 1 und Folge.

Gelegentliche Beobachtungen, daß der sogenannte koffeinfreie Kaffee Hag nicht ohne Einfluß auf die geistige Arbeits-

fähigkeit war, veranlaßten den Verfasser zu eingehenden experimentellen Untersuchungen, die äußerst interessante Resultate zeitigten.

Die bekannte erregende Wirkung des Kaffees auf das Gehirn wird von den einen Autoren auf das Koffein, von einer zweiten Gruppe auf die beim Rösten gebildeten aromatischen Stoffe, vor allem der sogenannten „Koffeon"-Gruppe, von andern wieder auf beide (Koffein und Koffeonstoffe) zurückgeführt.

Maier verwandte zu seinen physiologisch-psychologischen Versuchen gewöhnlichen Santoskaffee und den von den Herstellern als koffeinfrei bezeichneten Kaffee Hag. In der Regel wurden 30 g fein zermahlene, geröstet gekaufte Bohnen mit 300 g kochendem Wasser übergossen, dann nochmals gut aufgekocht und zehn Minuten lang ziehen gelassen. Die Versuche wurden sämtliche in der psychiatrischen Klinik Zürich gemacht.

Der Einkauf der verschiedenen Kaffeemengen wurde amtlich besorgt, so daß eine Täuschung durch besonders präpariertes Material von seiten der Fabrikanten oder Händler ausgeschlossen war.

Durch Analyse im Laboratorium des Kantonschemikers von Zürich wurde festgestellt, daß der verwendete Kaffee Santos 1,05% und der Kaffee Hag 0,03% Koffein enthielt; ferner daß in 100 $cm^3$ des Infuses (= zirka 10 g Kaffeepulver) der Gehalt an Koffein bei Santos 0,07% und bei Hag 0,002% war.

300 g mittelstarker Kaffeeaufguß enthielten bei Santos zirka 0,21 g Koffein, bei Hag zirka 0,006 g. Da letztere Menge, in den Magen eingeführt, sicherlich eine viel zu kleine Dosis ist, um irgend eine Wirkung auf den Menschen zu haben, kann der Kaffee Hag als für die Praxis durchaus koffeinfrei angesehen werden.

Der Kaffee Hag enthält nach den Angaben der Literatur und nach den Analysen des zürcherischen Kantonschemikers im wesentlichen die gleichen aromatischen Bestandteile wie der Santos. In der Tat wurde er, wenn sorgfältig zubereitet und heiß gereicht, von der Hälfte der Versuchspersonen im Geschmack nicht vom koffeinhaltigen Kaffee unterschieden; die andere Hälfte der Leute bezeichnete den Santos als den „stär-

keren", Hag als den „schwächeren" Kaffee. Es ist dies auch durchaus verständlich, da das in der Hauptsache den Unterschied ausmachende Koffein in den hier vorkommenden Konzentrationen geschmacklos oder höchstens eine Spur bitter ist, auf keinen Fall aber aromatisch angenehm wirkt. — Selbstverständlich wurde bei diesen Geschmacksversuchen nicht gesagt, welche Kaffeesorte man verwendete.

Die Wirkungen auf Zirkulationssystem, Schlaf, subjektives Wohlbefinden und bei Nikotinintoxikation waren folgende:

1. Der Blutdruck — mit dem Tonometer nach Recklinghausen gemessen — stieg nach Genuß von einem Kaffeeaufguß von 30 : 300 bei 19 Versuchen nach Santos im Mittel um 10,3 cm $H_2O$ an, nach Hag gar nicht in meßbarer Weise. Eine deutliche Änderung des Pulses konnte in beiden Fällen nicht nachgewiesen werden. — Bei Verwendung eines toxisch wirkenden Aufgusses von 60 : 300 konnte nach Santos — wohl infolge von Lähmungserscheinungen — eine Blutdruckerhöhung nicht mehr konstatiert werden, dagegen wurde der Puls frequenter und häufig unregelmäßig; nach Hag waren letztere Erscheinungen nicht vorhanden.

2. Santos verursachte bei der Konzentration 30 : 300 häufig Kongestionen zum Kopf, Händezittern oder Druckgefühl in der Herzgegend, daneben oft Harndrang; bei Hag fehlten diese Erscheinungen. — Nach den toxischen Dosen von 60 : 300 sahen wir bei Santos neben den erwähnten Pulsstörungen Tremor und starken Harndrang, bei Hag nirgends solche Erscheinungen, sondern nur bei einem Versuch von vieren etwas unbedeutendes Sodbrennen.

3. Die Wirkung von Schlafmitteln (Veronal, Dial und Chloralhydrat, letzteres bis 3,0 g) konnte durch steigende Dosen von Santos völlig ausgeschaltet werden; von Hag blieb sie durch die gleiche Menge des Infuses unbeeinflußt.

4. Toxische Lähmungserscheinungen nach Nikotinabusus wurden durch Santos weitgehend ausgeglichen, während sie nach dem Genuß von Hag unverändert fortbestanden.

5. Im Gegensatz zu allen anderen Versuchen trat bei zwei Personen nach Genuß von Kaffee Santos eine bedeutende Besserung des Schlafes ein, während Hag diese Wirkung nicht

hatte; einmal handelte es sich um eine anämische Hysterica mit Vasomotorenstörungen, bei der das Koffein wohl durch Besserung der Zirkulation, besonders auch der im Gehirn, eine normalere nervöse Reaktion bewirkte. Im zweiten Fall war es ein Mann, bei dem Depressionszustände das Einschlafen verhinderten, die das Koffein rasch beseitigte.

Die Resultate der Versuche über die Beeinflussung der geistigen Arbeitsfähigkeit resümiert der Verfasser folgendermaßen:

1. Zu der experimentellen Prüfung der geistigen Arbeitsfähigkeit hat sich der sogenannte Additionsversuch im Sinne von Kraepelin durchaus bewährt. Wir ließen dabei 13 Versuchspersonen 60 Minuten hintereinander je zwei auf Tabellen vorgedruckte einstellige Zahlen addieren und das Resultat notieren; aus der Anzahl der Additionen und der Rechenfehler in einer Minute ergeben sich zwei Kurven, die bei organisch oder funktionell leicht ermüdeten Versuchspersonen ein relatives Sinken im Verlauf des Versuches aufweisen.

2. Dieser Additionsversuch wurde in 14 Versuchsreihen bei verschiedenen Arten von Hirnschädigung angestellt, und zwar erstens ohne weitere Vorbereitung, zweitens nach Genuß von 3 Deziliter Santoskaffee, in dem zirka 0,21 g Koffein enthalten war, und drittens nach Genuß von 3 Deziliter Kaffee Hag, der praktisch als koffeinfrei zu betrachten ist; mit der Reihenfolge dieser drei Arten von Versuchen wechselten wir beständig ab.

3. Es ergab sich das Resultat, daß die geistige Arbeitsfähigkeit bei sämtlichen Versuchspersonen sowohl durch Santoskaffee wie durch Kaffee Hag bedeutend gesteigert, teilweise mehr als verdoppelt wurde, und daß trotzdem die Zahl der Rechenfehler dabei im Durchschnitt abnahm. Die beste Leistung trat bei einigen Personen nach Santoskaffee, bei anderen nach Kaffee Hag ein. Ferner wurde eine pathologische geistige Ermüdbarkeit durch beide Kaffeesorten beseitigt.

4. Es läßt sich hieraus der Schluß ziehen, daß sowohl Santoskaffee wie Kaffee Hag geistig stark anregend wirken. Die Befunde sind so einheitlich und klar, daß sie nicht nur durch die suggestive Wirkung des angenehmen, warmen Getränkes

erklärt werden können. Es geht hieraus hervor, daß nicht nur das Koffein von den Bestandteilen der Kaffeebohne eine anregende Wirkung auf die Leistungen des Gehirnes ausübt, da dieses ja im Kaffee Hag so gut wie ganz fehlt; es müssen andere Stoffe, die auch in letzterem Kaffee enthalten sind — wahrscheinlich die aromatischen Röstprodukte, die sogenannte Kaffeongruppe —, die gleiche Wirkung ausüben.

5. Demnach ist der aus gerösteten Kaffeebohnen nach Entzug des Koffeins hergestellte Kaffee Hag gemäß unseren bisherigen Untersuchungen durchaus nicht als ein physiologisch wirkungsloses Getränk zu betrachten. Während dem koffeinfreien Kaffee Hag die für viele Menschen subjektiv und nicht selten auch objektiv schädlichen Wirkungen des Koffeins auf das Herz und Blutgefäßsystem, den Schlaf und die nervöse Erregbarkeit fehlen, ist, neben der angenehmen Wirkung auf Geschmack und Geruch, auch eine lebhaft anregende Wirkung auf die Gehirntätigkeit in psychischer Richtung anzunehmen; dies dürfte neben rein seelischen Momenten (angenehmes, warmes Getränk) auf die unseren heutigen Kenntnissen nach unschädlichen, aromatischen Röstprodukte, Kaffeongruppe usw., zurückzuführen sein, die in dem koffeinfreien Kaffee Hag bei guter Zubereitung ebenso enthalten sind wie in dem koffeinhaltigen.

---

# OFFIZIELLE MITTEILUNGEN.

## OFFIZIELLE NACHRICHTEN DER STUDENTENSCHAFT DER UNIVERSITÄT ZÜRICH

Berichtigung.

Präsident der Sportkommission ist im Wintersemester Herr Biedermann, phil. II; Präsident der Sportkommission A.S.K. Perrochet, mach. ing.

Fröhlich, Präs. d. K.St.R.

## UNIVERSITÄT ZÜRICH

An der rechts- und staatswissenschaftlichen Fakultät haben promoviert:

a) Zum Doktor beider Rechte: Herr Herbert Sigrist, von Netstal (Dissertation: Die Erhöhung des Grundkapitals im schweizerischen Aktienrecht); Herr Fritz Müller, von Islikon, Thurgau (Dissertation: Die Schutzaufsicht im schweizerischen Strafrecht); Herr Arthur Schellenberg, von Weißlingen, Zürich (Dissertation: Oeffentliche Beurkundung von Rechtsgeschäften, insbesondere nach zürcherischem Recht).

b) Zum Doktor der Volkswirtschaft: Herr Walther Rickenbach, von Salenstein, Thurgau (Dissertation: Das Obligatorium in der Krankenversicherung mit besonderer Berücksichtigung der Schweiz).

An der medizinischen Fakultät haben promoviert: Herr Otto Briner, von Zürich (Dissertation: Über den Verlauf der progressiven Paralyse ohne und mit Fieberbehandlung. Katamnestische Untersuchungen an den Patienten der Psychiatrischen Klinik Zürich von 1903—1929).

Zum Doktor der Zahnheilkunde: Herr Julius Schnyder, von Flühli, Luzern (Dissertation: $P_2 O_5$ Bestimmungen im Blutserum und in einigen andern Körperflüssigkeiten).

An der Veterinär-medizinischen Fakultät haben promoviert: Herr Karl Minder, von Oberdorf, Baselland (Disertation: Die natürlichen Körperöffnungen des Wildschweines. III. Beitrag zur Anatomie von Sus scrofa L.); Herr Meinrad Blunschi, von Nieder-Rohrdorf, Aargau (Dissertation: Die Körpermaße bei den Milchleistungskühen der schweizerischen Braunviehrasse); Herr Mack A. Emmerson, von Ames, Iowa, U.S.A. (Dissertation: Der Serumkalkspiegel beim Rinde mit besonderer Berücksichtigung der Beziehungen zum Geschlechtsapparat).

An der philosophischen Fakultät I haben promoviert: Fräulein Martha Egli, von Zürich (Dissertation: Benennungsmotive bei Pflanzen; an schweizerdeutschen Pflanzennamen untersucht); Herr Hermann Holderegger, von Gais (Dissertation: Die Kirche von Valeria bei Sitten).

An der philosophischen Fakultät II: Herr Owen Rhys Howell, von Manchester, England (Dissertation: Struktur und Aktivierung der Molekel des Phosgens. Eine Analyse auf Grund des ultravioletten Absorptionsspektrums des Dampfes).

Zürich, 28. November 1930.

Sekretariat der Universität: F. Peter.

## STUDENTENAUSTAUSCH SCHWEIZ-U.S.A.

Bewerbungen für 1931/32.

Durch Vermittlung des Studentenaustausches Schweiz-U.S.A. konnten seit dessen Bestehen im Laufe der letzten vier Jahre mehr als 50 Studenten schweizerischer Nationalität mit Stipendien je während eines Jahres an einer amerikanischen Hochschule studieren.

Der Studentenaustausch soll auch im kommenden Studienjahr, Herbst 1931 bis Herbst 1932, fortgesetzt werden. Es stehen wiederum eine Anzahl von „full fellowships" (Gebührenerlaß und Stipendium für den Lebensunterhalt), von „tuition scholarships" (Gebührenerlaß) und „assistantship" (freier Aufenthalt und Verpflegung gegen Assistententätigkeit) zur Verfügung. Die Bewerber — Studierende höherer Semester oder Akademiker kurz nach Abschluß ihrer Studien — sind gebeten, die Anmeldungen und alle im Anmeldeformular erwähnten Beilagen im Doppel — bis spätestens am 8. Januar — dem Rektor derjenigen Hochschule einzureichen, an der sie jetzt studieren oder zuletzt studiert haben. (Anmeldeformulare sind bei der Rektoratskanzlei zu beziehen.) Da die Verteilung der Kandidaten auf die verschiedenen amerikanischen Hochschulen nicht vom schweizerischen Austauschkomitee besorgt werden kann, sind die Bewerber ausdrücklich gebeten, die Frage No. 7 des Anmeldeformulars nicht zu beantworten und den dafür offenen Platz frei zu lassen. Hingegen empfiehlt es sich, daß in der

Anmeldung ausführliche Angaben gemacht werden über die Studien, die in den U.S.A. betrieben werden möchten. Vor der endgültigen Zuerkennung der Stipendien werden die Bewerber angefragt, ob sie in der Lage seien, das ihnen angebotene Stipendium anzunehmen. — In Form von Ehrendarlehen werden wiederum, wie früher, eine Anzahl von Reisestipendien zur Verfügung stehen.

Der Studentenaustausch Schweiz-U.S.A. gibt einer Anzahl von Studenten die Möglichkeit, ihr Wissen in wertvoller Weise bereichern zu können und einen Einblick in die amerikanischen Lebensverhältnisse zu erhalten. Darüber hinaus werden durch ihn wertvolle geistige Beziehungen zwischen den Vereinigten Staaten und der Schweiz angeknüpft.

(Mitgeteilt vom Sekretariat des Schweiz. Austauschkomitees.)

**Zentralstelle,** Universität, Zimmer 2.

Laut Beschluß der Verwaltung des Stadttheaters werden keine Bons mehr ausgegeben, die an der Kasse zum Bezuge von Billets à Fr. 2.— berechtigten. Dagegen erhält von jetzt an jeder Student gegen einfaches Vorweisen seiner Legitimationskarte an der Theaterkasse eine Karte zu Fr. 3.— statt wie bisher zu Fr. 4.—.

Mittwoch, den 24. Dezember, ist die Zentralstelle geöffnet von 9—13 und von 14—17 Uhr.

Kaufen Sie Ihre Weihnachtsgeschenke an Büchern, Papeterien in Ihrem eigenen Laden. Sie wissen ja, wie vorteilhaft Sie dort bedient werden!

Beachten Sie künftig auch die Anschläge der Zentralstelle am schwarzen Brett gegenüber dem Theaterbrett im Westflügel des Universitätsgebäudes. Dort wurde dem VSS, der Zentralstelle und der Arbeitsvermittlung durch die Universitätsbehörden ein eigenes Brett für sämtliche Kommunikationen eingeräumt.

Während der Weihnachtsferien bleibt die Zentralstelle geschlossen. Vom 4. Januar 1931 an ist sie wieder geöffnet: täglich von 9—13 Uhr, Dienstag und Donnerstag außerdem von 14—17 Uhr.

---

## Buchbesprechungen.

**Die „Sammlung Göschen".** Es liegt im Zeichen unserer Zeit, daß der Student sich nicht mehr wie früher mit Hilfe von Vaters Monatswechseln den Luxus einer Bücherei seines Studienfaches erlauben kann, um sich den Wissensfundus für das spätere Examen anzueignen. Das sind für die breite Masse der Studentenschaft tempi passati. Heute kommt es darauf an, den schweren wirtschaftlichen Daseinskampf, den schon die heranwachsende Jugend führt, nicht durch ein langes und kostspieliges Studium an der Universität zu unterbrechen, sondern nach dem ökonomischen Prinzip den größten und schnellsten Erfolg mit den billigsten Mitteln zu erreichen. Ein solches ökonomisches Mittel ist, wirtschaftlich und geistig gesehen, die „Sammlung Göschen". Es sollte eigentlich müßig sein, über den Wert und die traditionell gewordene Gediegenheit dieser Sammlung viel Worte zu verlieren. Denn sie ist eine Einrichtung, die sich so bewährt hat, daß es wohl kaum einen gebildeten Menschen gibt, der sich nicht ihrer als grundlegendes Orientierungsmittel auf seinem Spezial- oder Lieblingsgebiete bei irgendeiner Gelegenheit schon bedient hätte. Aber da nicht nur der

Studiengang des heutigen Hochschülers ein anderer, für den konservativen Menschen vielleicht zu verwässerter, für den Professor zu komprimierter geworden ist, auf der andern Seite wiederum die Ansprüche an den modernen Staatsbürger in allen öffentlichen und privaten Berufen ständig höher geschraubt werden, lohnt es sich, auf den Wert und den Inhalt der „Sammlung Göschen" noch einmal hinzuweisen, damit sie auch von den wenigen benutzt werden, die bisher ohne sie auszukommen glaubten. Die Absicht des bekannten Verlags Walter de Gruyter in Berlin, in dessen Regie die Herausgabe der vielen hundert Bändchen — es sind heute bereits 1031 Werke — liegt, ist es, auf der einen Seite dem Wissensbegierigen das Wälzen dicker Bände zu ersparen und ihm durch die Darbietung des Stoffes in einer prägnanten und klaren Form das nötige Werkzeug für die Lektüre der umfassenden, oft mit Problemen überladenen Literatur die Hand zu geben. Andererseits aber ist die Sammlung von dem Gedanken getragen, denen, deren Mittel die Anschaffung teurer Handbücher nicht erlauben, für den Einheitspreis von M. 1.80 pro Bändchen auf wenigen Seiten das zu bieten, was ihnen in den großen Werken in aller Umständlichkeit, beladen mit dem theoretischen Beweismaterial, das in seiner Abstraktheit dem Neuling nicht selten den klaren Blick verdunkelt, gesagt wird. Für den Studierenden ist es natürlich unerläßlich, auch zu den Kompendien zu greifen, für den allgemein Interessierten jedoch kann es eine Gefahr sein, weil er nämlich den Gedankengängen der Autoren oft nicht zu folgen vermag und nach kurzer Zeit sein Bestreben nach eigener Fortbildung aufgibt oder dann zu anderen Werken populärer Art greift, die sehr oft minderwertiger Qualität sind. Denn das ist das Positive an der Sammlung, das selbst den billigen Preis in den Schatten stellt, daß die einzelnen Untersuchungen nach einem auf Grund langjähriger Erfahrungen vom Verlage erprobten Schema nicht von beliebigen Autoren geschrieben werden, sondern die Kapazitäten jedes Wissenzweiges ihre in eingehenden Spezialuntersuchungen niedergelegten Forschungsergebnisses in knapper, unproblematischer Darstellung auf wenigen Seiten zusammenfassen. So sind durchaus wissenschaftlich zu wertende und doch allgemein verständliche Durchschnitte durch alle Materien und Disziplinen entstanden, ohne die kein Student und kein Bildungsbedürftiger auskommen kann. Ob es die geistigen oder technischen Wissenschaften sind, ob Maschinenkunde oder Religionsgeschichte, ob das Gebiet der Elektrizität oder das der Zoologie, es gibt keinen Zweig des Wissens, der nicht behandelt wäre. Beispiele über den wissenschaftlichen Wert der Einzelbände anzuführen, wäre eine Anklage gegen die Wissenschaft selbst. Daß der Gelehrte, dessen Name in seinem Fache einen Klang hat, sich nicht den Luxus leistet, das Prinzip der Wissenschaftlichkeit seiner Ausführung zu verletzen, verbietet ihm sein Name und vor allem die Publizität der Sammlung, die in aller Hände ist und nicht selten seinen Namen in die breiten Massen führte und seinen Ruf begründete. So ist die „Sammlung Göschen" ein Kulturgut, das deutsches Ansehen und teutonische Gründlichkeit in aller Herren Länder vertritt, dem sich nur der entziehen kann, der sich nicht über das Alltagsleben hinaus zu höheren Zielen emporheben kann und ewig ein Unwissender bleiben will.

**Rechtsbuch der Schweiz,** von Dr. G. Schneider. 2 Bände in Leinen gebunden. Polygraphischer Verlag A.-G., Zürich.

Es fällt in letzter Zeit immer mehr auf, wie in juristischen Vorlesungen

und Übungen die Studenten, und von diesen in steigendem Maße die jungen Semester, mit handlichen, durch ihr grünes Leinen und ihren roten Schnitt sich deutlich von allen andern Büchern abhebenden Bänden, bewaffnet erscheinen. Ein neues Kompendium? Ein Universalschlager in Buchform?

Ganz einfach das altbewährte und vielgebrauchte Rechtsbuch der Schweiz von Schneider in neuem, schmuckem Gewande ist es, das sich so die Sympathien erworben hat. Wer den Studenten kennt, wird gleich einwenden, daß er nicht um des Einbandes und der besondern Handlichkeit willen ein Buch dauernd bevorzuge. Stimmt. Dem Studenten kommt es hauptsächlich auf die Gliederung des Inhaltes an: auf möglichst engem Raume will er ein Maximum von stofflich Wichtigem vorgesetzt bekommen. Was ihn aber am ehesten in Begeisterung versetzt, ist, wenn man ihm zugleich eine erschöpfende Anzahl von Anmerkungen und besonders Verweisungen auf alle für den Zusammenhang wichtigen Stellen vorsetzt. Bietet ihm ein Buch das, so kann er sozusagen mühelos studieren, wenn er nur dem Gängelbande folgt, das der schaffende Autor für ihn unter endlosen Mühen geknüpft hat.

Ein Blick in Schneiders Rechtsbuch genügt, um festzustellen, in wie hohem Maße dieses den obgenannten Anforderungen nachkommt. Hernach verwundert man sich nicht mehr sonderlich über die große Beliebtheit des Werkes, das eine vollständige Sammlung des schweizerischen Privatrechtes und eines Teiles des öffentlichen Rechtes enthält, und dem zur großen Erleichterung des Verständnisses eine reiche Anzahl von Tabellen und Musterbeispiele von Rechtsgeschäften aller Art beigegeben sind.

So empfiehlt sich Schneiders Rechtsbuch seit Studentengenerationen selbst und mit bestem Erfolge. Wenn wir trotzdem noch speziell darauf hinweisen, so geschieht es, um diejenigen, die es bisher übersehen haben, auf diese wertvolle Sammlung aufmerksam zu machen.

**Deutsche Rechtsgeschichte.** Von Oberlandesgerichtsrat C. Schaeffer und Langerichtsdirektor Dr. Otto Loening. 5.—8. Auflage. (Grundriß des privaten und öffentlichen Rechts sowie der Volkswirtschaftslehre. 22. Band 1. Teil.) Verlag C. L. Hirschfeld, Leipzig. 132 Seiten. Kartoniert 2.80 Mk.

Immer mehr dringt die Überzeugung durch, daß die Kenntnis der deutschen Rechts- und Verfassungsgeschichte nicht nur von dem Studenten verlangt werden, sondern auch Gemeingut aller Gebildeten sein muß. Erzieht das römische Recht zum juristischen Denken, so zeigt die Deutsche Rechtsgeschichte, wie das heutige Deutsche Recht geworden ist und vermittelt den Zusammenhang von Vergangenheit und Gegenwart, aus dem das heutige Recht nur zu verstehen ist. Der vorliegende Grundriß von Loening, der selbst zahlreiche wissenschaftliche Arbeiten aus dem Gebiete der Rechtsgeschichte veröffentlicht hat und der mit dem Stoff genau vertraut ist, gibt in gedrängter Form einen Überblick über alles Wissenswerte aus der Deutschen Rechtsvergangenheit. Auch dieser neue Band der Grundrisse ist in der bekannten unübertroffenen Schaeffer'schen Darstellungsweise klar und übersichtlich unter Fortlassung alles unnötigen Ballastes geschrieben.

Es kann mit vollem Recht gesagt werden, daß Schaeffer-Loening's Rechtsgeschichte eine empfindliche Lücke ausfüllt. Der neue Band ist für alle Studenten unentbehrlich. Er ist aber auch für alle die geschrieben, die sich schnell und zuverlässig mit den Rechts- und Verfassungszuständen Deutschlands in der Vergangenheit vertraut machen wollen. Der besonders niedrig gehaltene Preis ermöglicht jedem die Anschaffung.

**Bernhard Fürst von Bülow**, Denkwürdigkeiten in vier Bänden, zweiter Band, von der Marokkokrise bis zum Abschied. Ullstein-Verlag, Berlin 1930.

Es ist vielbezeichnend für den Wert eines Buches, wenn es schon bei seinem Erscheinen von allen Seiten her bemängelt und zum Teil sogar leidenschaftlich abgelehnt wird. Das waren noch immer die allerbesten Werke. Dem zweiten Bande des monumentalen Memoirenwerkes des Fürsten Bülow hängen sich gleich wie dem ersten, kaum daß er erschienen ist, schon wieder ganze Rattenschwänze von Protesten und Dementis gegen Bülows Darlegungen an. Würde der Fürst noch leben, könnte er sich voraussichtlich ein weiteres Jahrzehnt seines Lebens hindurch an den Prozessen unterhalten, die ihm seine entrüsteten Widerspieler bestimmt anhängen würden. Jetzt erst versteht man so recht, warum der greise Staatsmann mit der Ruhe eines Olympiers sein eigenes Ende abgewartet hat, um erst nach seinem Ableben seines Lebens reiche Erinnerungen und Erfahrungen ihren Gang in die Welt antreten zu lassen.

Bülow war zweifellos ein gewiegter Menschenkenner. Er sah hinter großen Worten und Gebärden sehr bald den hungernden Egoismus und die blasse Ehrsucht der Nutznießer des wilhelminischen Hofes, zeichnete mit scharfem Stift schonungslos die Fratzen, wie sie sich ihm in ihrem wahren Lichte zeigten, und wird nun dafür verschrieen er übertreibe und entstelle die Tatsachen. Kinderleichter Einwurf: der Fürst, an dessen integrer Gesinnung niemand zweifeln wird, der sich in sein gewaltiges Werk vertieft, ist tot und kann die vom bleichen Strahl der Geschichte durch seine eigene Hand Gezeichneten nicht mehr durch Abschwächungen trösten.

So marschieren sie denn auch in diesem Bande wieder auf wie in der Divina Commedia, die Tirpitz und Bebel, die Jesuiten und Eulenburg, Giolitti und Delcassé, die Schlieffen und Moltke, der aufkommende Erzberger und der düstere Holstein, Maximilian Harden und des Kaisers Freunde, dann die englische und russische Verwandtschaft des Kaisers, dessen Beziehungen zu ihnen, Wilhelms endlose Unvorsichtigkeiten und Bülows unermüdliche Bemühungen, den peinlichen und für Deutschland fast durchwegs schädlichen Eindruck auf die Welt wieder auszulöschen.

Stoff für hunderte von Filmen, die ganz gewiß einmal wie Pilze aus dem Boden dieses an Material unerschöpflichen Buches aufschießen werden, sobald die rechtliche Grundlage dafür geschaffen sein wird. Ich sage dazu eine ganze Bülowliteratur nur über dieses Buch voraus und wette, daß in zehn bis zwanzig Jahren, wenn alle die direkt Interessierten das Zeitliche gesegnet haben werden, die Weltpresse eine ganz andere Stellung zu diesem Buch einnehmen wird als heute, wo sie noch durch allzuviele Rücksichten auf diplomatische und politische Persönlichkeiten gebunden ist.

Der vorliegende Band vermittelt uns die Geschichte des offiziellen Deutschland von 1904—1909, dem Jahre, da Bülow seinen Abschied nahm und den Kaiser endlich den Leuten überließ, die dieser schon lange vorher verdient haben würde. Die Frage drängt sich immer und immer wieder auf, was geschehen wäre, wenn Bülow noch ein paar weitere Jahre hätte ausharren können, oder was, wenn er schon früher den Eigenwilligen sich selbst überlassen hätte. Deutschland und die Welt würden beides heute kaum zu bedauern haben. H. E.

**Skischule** des Schweizerischen Skiverbandes, von H. Leutert, Turn- und Sportlehrer, Zürich. Verlag Emil Rüegg & Co., Zürich 5, 1930.

Der Schweizerische Skiverband war gut beraten, als er Herrn Leutert beauftragte, eine neue Skischule zu verfassen. In dem vorliegenden, äusserst bequem für Taschenformat gehaltenen Büchlein, erweist sich wieder einmal, wie wahr es ist, wenn gesagt wird, ein guter Skifahrer allein sei noch lange kein guter Skilehrer. Daß aber Herr Leutert beides ist, das geht sowohl aus dem methodisch klaren Aufbau seines Werkleins, wie auch aus jeder einzelnen Übungsbeschreibung hervor. Man mag Anfänger sein oder Fortgeschrittener, man faßt einfach Vertrauen zu dieser Methode, die so einfach und verständlich zu uns spricht, als stände der Lehrer vor uns und zeigte uns die Übung mit stets gleichbleibender Geduld vor. Selbst der routinierte Fahrer wird daraus noch lernen können, weil er da technisch präzis erklärt findet, was er vielleicht bisher nur unbewußt im Gelände ausgeführt hat. Anerkennen muß man dabei, daß die sehr anschaulichen Zeichnungen Jakob Ritzmanns den Wert des Büchleins noch erhöhen, das sich wohl binnen kurzem einen großen Teil der schweizerischen Skigemeinde erobern wird.

Bestellungen nimmt die Zentralstele entgegen. Preis Fr. 2.50.

**Oelquellen — Kriegsquellen,** von Ludwell Denny, der Weltmachtprobleme I. Band, Verlag Orell Füßli, Zürich und Leipzig.

Wer in der Schweiz das Glück hat, ein Automobil, ein Motorrad oder gar ein Motorboot zu besitzen, der denkt beim Einkauf von Benzin gewiß jedesmal schmunzelnd an den Benzinkrieg, den sich seit einiger Zeit die Hauptlieferanten dieses unentbehrlichen Stoffes bei uns liefern, indem sie sich gegenseitig durch Preisunterbietung die Kundschaft zu entziehen suchen. Dabei weiß jeder Benzinkäufer genau, daß das nur so lange dauern wird, bis eine der beiden rivalisierenden Gruppen das Rennen aufgeben und vor der andern kapitulieren muß.

Was sich hier vor unsern Augen im kleinen abspielt, das bildet im großen den düster drohenden Hintergrund am Horizonte der Weltpolitik, einen Hintergrund, aus dem es jeden Augenblick grell aufleuchten und zu zu einem erneuten, noch schrecklicheren Weltgewitter losbrechen kann.

England und Amerika bekriegen sich! Unbestreitbare Tatsache! Heute, täglich, vor unsern offenen Augen: nur wird der gigantische Kampf vorläufig statt mit Kanonen und Giftgasen, mit Milliarden von Dollars und mit diplomatischen Winkelzügen ausgefochten. Die beiden Weltmächte kämpfen mit äußerster Erbitterung um den Besitz der Oelfelder der Welt. Beide wollen sie haben, beide müssen sie haben, wenn sie nicht die eigene Machtstellung in ein paar kurzen Jahren ruiniert sehen wollen. Das Erdöl spielt nämlich in der heutigen Welt der Maschine und des schnellen Transportes eine solch ausschlaggebende Rolle, daß ohne das Erdöl und sein wichtigstes Destillat, das Benzin, weder die moderne Schiffahrt, noch die Luftschifffahrt, noch der Tankkrieg, noch das Automobil und alle die durch Motoren getriebenen Fahrzeuge denkbar wären.

Wer im nächsten Kriege über die größeren Erdölreserven verfügt, der muß den Krieg gewinnen, der kann zugleich den andern Staaten die wirtschaftlichen Lebensbedingungen diktieren. Die bereits erschlossenen Erdölquellen der Welt aber werden nach vorsichtigen Schätzungen der Geologen vielleicht in wenigen Jahren schon erschöpft sein. Darum geht die Jagd nach neuen Oelfeldern und, falls diese auf fremden Territorien liegen, nach soliden und unantastbaren Konzessionen.

ING. C. OLIVETTI & CO.

BAHNHOFPLATZ 7 ZÜRICH TELEPHON 31.521

BASEL BERN GENF

Likör-Patronen

zur Selbstbereitung von

LIKÖREN

in grosser Auswahl

Drogerie A.-G. vorm. Finsler im Meiershof, Zürich 1

Münstergasse 18

REISE- UND TOURISTEN-PROVIANT

STETS ERSTKLASSIGE
GROSSE AUSWAHL
UND PREISWERT IM

DELIKATESSENHAUS E. OSSWALD

KREUZPLATZ, STORCHENGASSE, GOTTHARDSTR. u. RIGIPLATZ b. d. Seilbahn

U.S.A. haben eigenes Oel, doch ist dieses zur Hälfte in die Hände englischer Gesellschaften geraten, welche Raubbau in den ihnen gehörenden amerikanischen Feldern betreiben, um so des mächtigen Nachbars Oelreserven schneller zu erschöpfen. Daneben treibt England mit seinem halbstaatlichen Riesenkonzern Royal-Dutch-Shell eine äußerst agressive Politik, indem es durch Gesetze die Kapitalbeteiligung durch Ausländer verbietet und sich überall auf der Welt, in Mesopotamien, Niederländisch-Indien, Rußland und Venezuela sowohl als im Herzen der Vereinigten Staaten selbst Monopolstellungen zu verschaffen versucht. Amerika hat die ihm so drohende furchtbare Gefahr längst eingesehen und sucht ihr zu begegnen, findet aber bis heute nicht die gesetzliche Handhabe dazu, weil seine eigenen Bürger Milliarden in den englischen Oelunternehmungen der Royal-Dutch-Shell angelegt haben und nicht um ihren Profit kommen wollen. Die Standard-Oil-Gruppen, die amerikanischen Gegenspieler der Shell, fördern wohl heute noch jährlich erheblich mehr Oel als die letztere, wissen aber, daß ihre eigenen Felder bald erschöpft sein werden und bestürmen daher die Regierung in Washington, ihnen entweder durch diplomatische Pressionen oder nötigenfalls unter Anwendung von Gewalt im Auslande — gemeint sind speziell Venezuela, Columbien, Mexiko und Rußland — neue Konzessionen und Sicherstellung vor der Shell zu verschaffen.

Wohin das führen wird, darüber ist sich jedermann, der Dennys Buch gelesen hat, klar. Wie ein gewaltiger Film rollt sich dieser ungeheuerste Wirtschaftskampf der Gegenwart, dessen Ausgang über das Schicksal der beiden heute stärksten Weltmächte entscheiden und zugleich voraussichtlich auf beiden Seiten wieder eine ganze Reihe von Völkern in Blut und Elend tauchen wird, vor den geistigen Augen des Lesers ab, der durch die fesselnde Wiedergabe völlig fasziniert wird. Nationalökonomen und künftige Politiker aufgepaßt: an diesem Buche dürft ihr nicht vorbeigehen!

**Gottfried Kellers Lebensraum,** Nr. 21 der Orell Füßli-Schaubücher, mit 74 Bildern und Einleitung von Dr. E. Korrodi.

Ein gediegener Beitrag zur Gottfried Kellerkunde, zugleich eine wertvolle Ergänzung zu Meister Gottfrieds Werken und daher für jeden seiner ungezählten Verehrer eine prächtige kleine Weihnachtsgabe.

Eduard Korrodi zeichnet uns mit wenigen kräftigen Sätzen den knorrigen Gottfried wie er leibte und lebte. Das Zürich der Sechziger- bis Neunzigerjahre taucht wieder vor uns auf, die ehrsame Stadt der pflichtbewußten Bürger mit ihren spärlichen Vergnügungen und uns Heutigen drollig erscheinenden Gewohnheiten. 74 Bilder mit kurzen Kommentaren enthüllen uns Intimitäten aus Gottfried Kellers Leben, die stellenweise ergreifend wirken. Seine Freundinnen, seine Schreibunterlage als Verräterin vergeblich genährter leidenschaftlicher Gefühle, seine Wohnstätten, Schriftproben, die Bilder des hoffnungsleeren Malers und endlich die Totenmaske des unsterblich gewordenen Dichters, das und noch vieles andere zeigt uns das Büchlein, das man immer und immer wieder in die Hand nehmen muß, weil man sich seinen Eindrücken unmöglich entziehen kann.

**China frißt Menschen,** Roman von Richard Huelsenbeck, Verlag Orell Füßli, Zürich und Leipzig, 1930.

Das letzte Goldland der Erde, das letzte Dorado der Glücksritter und Abenteurer, ist doch noch nicht erschlossen! Noch besteht Hoffnung für

alle die, denen die geschlossenen Tore Amerikas den letzten Impuls für ein selbstherrliches Dasein raubten. Noch besteht kein Grund zur Verzweiflung, denn das Land der unbegrenzten Möglichkeiten ist offen und heißt heute: China.

Mensch, wird dir in Europa oder Amerika der Boden unter den Füßen zu heiß, so wende dein Antlitz dem himmlischen Reiche der Mitte zu. Dort kannst du Karriere machen, dort dir, durch weitmaschige Gesetze geschützt, dein fehlendes Vermögen erwerben, dort die häßlichen Nachreden einer üblen Fama von dir streifen und, falls es dir glückt, Herrenmensch aus eigenen Gnaden werden.

Allerdings, auch das mußt du dir gesagt sein lassen, das Experiment kann auch fehl gehen, dann winken Zuchthaus, gelbe Scharfrichter und die genau so unheimlichen Gewehrmündungen chinesischer Soldaten, wie diejenigen ihrer europäischen Kollegen dir. Darum sei vorsichtig. Und vor allem: verderbe es dir nicht mit den drei Herren des märchenhaften Reiches, die da sind: Amerikaner, Engländer und eingeborene Generalsippe. Immer sollst du bedenken, daß diese es sind, die in vereinten menschenfreundlichen Anstrengungen den gelben Söhnen der Menschheit die Segnungen westlicher Zivilisation vermitteln und es deshalb nicht gerne sehen, wenn andere ihre Bestrebungen durchkreuzen. Du mußt es verstehen, wenn sie, aus reiner Menschenfreundlichkeit, Rebellen und Verschwörer gegen die internationale Prosperität mit Kanonen und Maschinengewehren zu vertilgen geneigt sind.

Darum sei klug und lies dir, bevor du nach China geht um dein Glück zu forcieren, das Buch Huelsenbecks, der mit derber Satire und beißendem Humor Leben und Realitäten in China darstellt und die das Riesenland „beeinflussenden" westlichen „Kulturbringer" schlagend charakterisiert.

Willst du dich heute schon über dieses Land und dessen Völkerschaften mit ihren unübersehbaren Zukunftsmöglichkeiten orientieren, so lasse dir dieses Buch auf den Weihnachtstisch legen.

Sämtliche im „Zürcher Student" besprochenen Bücher und Zeitschriften können auch durch die Zentralstelle der Studentenschaft, Zimmer 2 der Universität, bezogen werden.

Nachdruck von Artikeln nur mit Zustimmung der Redaktion gestattet.

Redaktionelle Zuschriften sind an die Redaktion des „Zürcher Student", Zimmer 2, Universität, zu richten.

Redaktionsschluß für das nächste Heft: 6. Januar 1931.